

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

54.

Wien, Mittwoch den 3. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. saßs.

Werth der Erhaltung des Gehörsinns.

Die Krankheiten der Sinne haben überhaupt ein größeres und allgemeineres Interesse, als die übrigen Gebrechen des menschlichen Organismus. Ihr übler Einfluß auf die geistigen Fähigkeiten, ihr Nachtheil für den gesellschaftlichen Umgang ist so groß, daß sie wohl eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Vor Allem aber sind wir diese dem Sinne des Gehörs schuldig, da er uns nicht allein zum Selbstbewußtseyn führt, sondern uns auch den innern Menschen erst genau erkennen lehrt, und uns am engsten mit der Gesellschaft in Verbindung setzt. Er ist in dieser Beziehung sogar bedeutender als das Gesicht, und geht ihm deshalb auch in der gewöhnlichen Aufzählung der Sinne voran. Durch das Auge vernehmen wir nur die äußere Gestalt des Menschen, durch das Ohr seine innere Stimme, sein Gemüth und seine Seele. Das Auge ist für die sinnliche Erkenntniß des äußeren Menschen, es belehrt durch Anschauung, beschäftigt im Vorstellungsvermögen zunächst den kalten Verstand. Das Ohr ist für die moralische Erkenntniß; wir vernehmen dadurch seine inneren Ansichten, es gibt uns, ohne eines körperlichen Gegenstandes zu bedürfen, die Gesinnungen des Andern zu erkennen, und gewähret daher eine innere, dauernde Überzeugung; es überredet durch den Ausdruck der Stimme, und führt den Ton gleichsam unmittelbar zum Gemüthe vor die Seele des Menschen.

Das Auge ist dem Geiste das, was das Ohr dem Gemüthe ist; diesem gilt der gemüthliche Eindruck, was jenem die sinnliche Erkenntniß gilt. Wie wenig vermag oft das Gesicht allein, ein richtiges Urtheil über den Andern zu begründen, ihn dem Nebenmenschen näher zu führen, oder ihn gesellschaftlich zu unterhalten! Wie nachdrücklich hingegen wirkt die Rede! — und wie viele herrliche, edle und erhabene Eindrücke verleiht uns das Ohr nicht noch außerdem? Welches Gemüth könnte wohl unempfindlich seyn für die zauberische Gewalt der Töne; und zu wie verschiedenen Ge-

fühlen, Affecten, Leidenschaften vermögen sie uns zu stimmen: zu der erhabensten Freude, zur innigsten Wehmuth, zu der frommsten Reue, zu den kühnsten Handlungen — und diese verschiedenen Stimmungen haben ihren Eingang zur Seele durch das Ohr.

Der Mangel oder Verlust des Gehörs ist also für den gesellschaftlichen Umgang, und die gemüthliche Ausbildung des Menschen von der größten Wichtigkeit. Harthörig oder taub Gewordene sind mehrertheils verdrießlich, unzufrieden und mißtrauisch gegen Andere; wahrscheinlich, weil sie sich unverschuldet von der gesellschaftlichen Unterhaltung abgeschnitten fühlen. Es wurden mehrmahls sehr gebildete Blinde gefragt: ob sie lieber ihr Gehör verlieren möchten, als des Gesichtes beraubt seyn, und sie behaupteten jedes Mal, daß sie ungleich lieber ihren gegenwärtigen Verlust erdulden, als das Gehör entbehren wollten. Taubgeborne erreichen selten oder nie den Grad der Bildung, dessen Blindgeborne fähig sind; jene sind für die Gesellschaft; ohne die zweckmäßigste und sorgfältigste Erziehung, verloren; diese hingegen werden nicht selten höchst angenehme und unterhaltende Gesellschafter. Auch die Sprache erleidet bey Tauben aus besonderer Mittheilung, meistens eine nachtheilige Änderung, und pflegt ja auch bey Taubgeborenen, selbst bey richtiger Ausbildung der Sprachwerkzeuge, nicht zur Entwicklung und zur Gebrauchsfähigkeit zu gelangen; und so bleiben derley Unglückliche als Taubstumme des Gehörs und der Sprache verlustig. Somit ist jeder Wink für richtige Erhaltung, gehörige Pflege und sorgsam Verhüten jedes schädlichen Einflusses auf diesen bedeutenden Sinn, von größter Wichtigkeit, nicht nur für jeden Einzelnen, sondern für seine ganze gesellschaftliche Umgebung.

Schädlich sind vor Allem dem Gehöre jeder heftige, plötzlich entstehende Schall, und ein lang dauerndes Geräusch; besonders, wenn diese in einem eingeschlossenen Raume, worin man sich befindet, vorgehen. Kann man ihnen nicht ausweichen, so muß man sich eine solche Stellung

geben, daß die starken Töne weniger heftig auf die Gehörwerkzeuge wirken können. Daher drehe man nicht das Ohr, sondern das Gesicht, oder den Rücken nach dem Orte hin, von woher der Schall oder das Geräusch kommt, und öffne dabey ein wenig den Mund. — Ferner ein heftiger Schlag auf's Ohr. — Ins Ohr gekommene fremde Gegenstände. Sind diese lebende Thierchen, so verursachen sie ein sehr starkes Geräusch, und müssen, wenn sie nicht gleich herausgenommen werden können, getödtet werden. Dieses geschieht durch gelindes Einspritzen, oder Hineinlassen von verdünntem Essig, Brantwein oder Salzwasser, oder durch Einblasen von Tabaksrauch. Ist auf solche Weise das Thierchen nicht mit ausgespült worden, so ist es doch wenigstens leblos, und alsdann sucht man dasselbe, gleich einem andern fremden leblosen Körper, vermittelst einer feinen Zange behuthsam herauszunehmen. Da aber das Einspritzen mit einiger Gewalt verbunden ist, so ist es besser, wenn der Mensch sich auf das gesunde Ohr legt, und man die Flüssigkeit allmählich in das kranke laufen läßt. Ehe aber alles dieß geschieht, muß die Herausnahme des Thierchens auf eine andere Weise versucht werden; und zwar dadurch, daß man einen Pinzel von zarten Haaren, aufgerollter oder gezupfter Leinwand, die man zuvor in ein fettes Öhl, in eine schleimige Flüssigkeit, in einen Syrup oder Honig taucht, behuthsam in das Ohr bringt, woran sodann das Thierchen meistens kleben bleibt, und sodann herausgezogen werden kann. Ist die Entfernung des Thierchens gelungen, und fühlt der Kranke noch Schmerzen in dem Ohr, so gebe man noch einige Tropfen reinen fetten Öhles in das beleidigte Ohr, und bestimme den Kranken, bis zur Ankunft des Arztes sich ruhig zu verhalten. Das Hineinkriechen kleiner Thierchen in die äußere Öffnung des Ohres geschieht nicht selten, wenn man sich in einem Garten unter Bäumen aufhält, oder gar auf dem Rasen liegend einschlüft; besonders kann man Kinder vor solcher Unvorsichtigkeit nicht genug warnen.

Ferner sind für das Gehör nicht wenig nachtheilig: nasse Wohnungen, feuchte Luft, Zugwind, und Federbetten. — Sehr angehaufte und verdickte Ohrenschmalz, wenn es sichtbar den äußern Ohrgang verrammelnd, das Gehör beeinträchtigt. Man entfernt dasselbe sonst mit dem sogenannten Ohrlöffel. Man hüte sich aber, mit dem Ohrlöffel zu tief einzudringen; denn sonst ist man in Gefahr, das zum Gehöre unumgänglich nothwendige Trommelfell zu verletzen. Ist aber die Entfernung des Ohrenschmalzes wegen seiner Härte nicht wohl möglich, so muß das vorher gelinde Einspritzen von lauwarmem Wasser, Baumöhl, oder das Hineinleiten von warmen Wasserdämpfen vermittelst eines Trichters ins Ohr, um es früher zu erweichen, immer nur von einem geschickten Wundarzte unternommen werden.

Im Allgemeinen ist man in einem großen Irrthume, wenn man das Ohrenschmalz für eine überflüssige Unreinigkeit ansieht; es ist vielmehr ein Erhaltungsmittel des Ohres, und ein Schutzmittel gegen äußere Angriffe von Insecten u. dgl. Man thut der Natur einen schlechten Dienst, wenn man mit der Hinwegschaffung desselben gar zu sorgfältig ist. Viele leben in dem Wahne für die Kultur ihres Gehörs nicht besser sorgen, und alle Mängel desselben nicht

sicherer vermeiden zu können, als wenn sie dieses schützende Fett recht fleißig herausnehmen. Den Ueberfluß nur in dem angeführten Falle hinwegzuschaffen, ist nothwendig, im gesunden Zustande aber ihn der Natur überlassen, welche anderwärts überall in der Beseitigung des Unnützen so sorgfältig, dieses hier schwerlich der unsicheren Sorge der Menschen anheim gestellt haben wird. Wer reiniget den Thieren die Ohren, die doch meist ein viel schärferes Gehör haben, als der cultivirte Mensch? Ich würde mich bey diesem Gegenstande nicht aufhalten, wenn ich nicht wüßte, daß sich Menschen durch ein rohes Verfahren bey'm Ohrenreinigen, wozu sie gewöhnlich harte Gegenstände wählen, Verletzungen, Entzündung und Vereiterung im Ohre zugezogen hätten.

Auch den Sinnen des Gehörs kann man, so wie dem des Gesichtes, eine größere Vollkommenheit und Feinheit verschaffen. Dieß geschieht durch die Übung in der Beurtheilung entfernter Töne, und durch Entwicklung des musikalischen Gefühls.

Diätetische Streifzüge durch Wien.

Von Jean Charles (Braun von Braunthal.)

I.

Der Graben.

Ein Jahr nun ist es — und darüber schon,
Daß aus der Fremde ich zurückgekehrt.
Es war im Frühling Abends; Herrn von N*,
Der Alles weiß und kennt, zur Seite ging
Ich durch die lauten Straßen unsrer Stadt,
Bergtäglich horchend auf des Nachbarns Plaudern,
Der mir, ein wahrer Cicerone Wiens,
Was nur bemerkenswerth da ist und komisch,
Familiengeschichten so et cetera,
Trog Wagenrasseln und Geschrey, erzählte
Mit echt gascognischer Geläufigkeit.
Zu uns gesellte sich ein junger Mann,
Den ich im deutschen Florenz kennen lernte,
Und der, zwey Tage erst im lauten Wien,
Noch wie umflort von all' den Reizen war,
Die Schritt für Schritt sich seinen Blicken bothen.
An diesen wandte mein Gefährte sich,
Entzückt, nun doch ein Ohr vor sich zu haben
Für seines Mundes Redeseligkeit.
„Sie haben doch den Graben schon besucht?“
Den Graben? Nein. „Noch nicht? Sie hörten doch
Von dieses Plazes wundervollem Lüste?“
Ich habe viel gehört von diesem Plage. —
„Nur viel, mein Herr? Und nur gehört, gesehn
Noch nicht? Komm, Freundschen, laß uns eilig hin,
Es ist ein Marcusplatz, Palais royal,
Ein Corso di Milano, und noch mehr,
Auf dem sich Freuden finden und verlieren,
Und alle Tage schöner Sonntag ist.“
Wir schritten rasch dahin. Da lag der Graben,

Mit seinen tausend Flammenaugen, grell
Die Nacht verschleichend, ein gigantisch Wesen,
Das, um und um behängt mit Gold und Perlen,
Die Wandelnden an seinen Busen drückt,
Auffordernd, heißen Pulses, zum Genuße.
Wie wogt's in seinen Armen hin und her!
Bunt durcheinander von dem Burgtheater,
Entlang dem Kohlmarkt auf dem Seitenwege,
Ein Seitenweg wahrhaftig für so Manchen! —
Zum Platz, genannt der Stockmeisenplatz,
Geht's hier, kein wogend Ährenmeer, ein auf-
Geschwoll'ner Strom von Gecken, klugen Leuten,
Versess'nen Töbchen, die nach Taubern girren;
Entweibten Weibern, und entmannen Männern,
Pugdocken, Ladendienern, Eridamachern,
Zur Seite Wagen, offen und gedeckt,
Und Reiter auf Arabern und auf Mähren,
Oh! blockende Fiacker dicht daran;
Und auf und nieder, und so wiederholt
Zum Michaelsplatz, bis man sich satt gegast,
Und hungerig gegangen. In der That,
An dieses Wirbels tollem Farbenwechsel
Berlernt sich das Beschreiben; ja gewiß,
Entstieg die Mode, um dieß Durcheinander
Von ihren Lieblingskindern anzuseh'n —
Der Unterwelt, von wo sie nach Paris
Durch Teufelskinder sendet Musterkarten,
Sie würde klug nicht diesem Herrentanz. —
Der junge Fremde äußerte Erstaunen.
„Die Damen, die hier Promenade machen,
„Bemerkt er gegen uns — sie haben wohl
„Schon abgeschlossen mit dem guten Rufe?“
Zum Mindesten, entgegnete ich ihm,
Müß' mich mein Bräutlein in dem Ch'contracte
Eidlich versichern, daß sie nie allein
Passiret hat, noch je passiren wird
Des Grabens eben jezt besproch'ne Seite.

II.

Die Kaffeehäuser.

Seitdem die lendenlahme Langeweile,
Ein Wesen, thierisch halb, halb geistiger
Natur, entflohen einst Pandorens Büchse
Zugleich mit allen andern Erdenübeln:
Aufgähnend ewig, die entnerzten Glieder
Hinstreckt sie in den endelosen Tag;
Seitdem die Langeweile, sag' ich, uns're
Paar Fliederstunden kam mit uns zu theilen:
Seit jener unglückseligen Minute
Verloren wir des Lebens Paradies.
Was Alles nicht erfann bereits der Mensch,
Ihr Erbfeind, sie aus seinem Horizont
Hinweg zu bannen, und die Sterbliche —
(Denn, daß sie sterblich sey, behaupteten
Mir viele Ghemänner schon, weit dehnend
Den Mund zum Gähnen an der Gattinn Seite) —

Die Sterbliche zu tödten ganz und gar!
Sie aber lebt bis jezt; kein Völllein ist
Und keine Nation — die Britten selbst,
Die trocknen, nimmersatten Rechenmeister,
Die Allestreibenden, nicht ausgenommen;
Und eingerechnet den Franzosen auch,
In dessen immerlichter Herzenskammer
Bey Liebebildern Scherz und Laune liegt;
So mitgezählt die schreibeluft'gen Deutschen —
Von der die Elle den Tribut zu küssen
Bergässe, wenn ihr Schäferstündchen schlägt.
Wir kommen später noch auf sie zurück;
Und nun zu dem, wovon es hier sich handelt.
Auch das Kaffeehaus ist der Tempel einer,
Wo man der blühenden Zerstreuung opfert,
Der Langeweile unversöhnten Feindinn.
Und es ist wahr. Denn — wen ergeht nicht
Dieß bunte Allerley der Menschenheerde,
Die hier durch Rauch und Dampf, von Stolz und
Pfeife,

Durch Jank und Lärmen mit den Stunden peitscht,
Der lust'ge Hirt, der liebe Zufall jagt?
'S ist Abend. Seht, hier strahlen hundert Lichter
Durch hohe Fenster in die Nacht heraus;
Denn innen bricht ihr gold'ner Glanz zu scharf
An Spiegeln sich, und an den Marmorsäulen.
Verführerisch erschallen Schlag auf Schlag
Die blanken Bälle, und die schlanken Queues
Bewegen sich, mit Grazie geführt;
Und hat der Geist des Spiels, ein schlauer Gnome,
Hingaukelnd mit dem Ball auf grünem Felde,
Nun einen Kegel oder zwey gestürzt,
Dem auf die Beine man gleich wieder hilft:
So lohnt den Spieler, ist er jung und schmuck,
Gelegentlich wohl auch ein Seitenblick
Der nettgeschürzten Hausfrau an der Cassa.
Nicht täglich kann man in's Theater geh'n;
Wohin sonst? Es regnet oder schneyt?
Zu Hause bleiben in Gesellschaft? Fade!
Wo also hin, wenn in's Kaffeehaus nicht?
Spielst du Villard nicht, nun man spielt auch Whist,
Tarock und l'Hombre, Domino, Trikot,
Und an Parthien wird es dir nicht fehlen;
Und spielst du nichts, aus zwanzig Zeitungsblättern
Spricht ernst und tändelnd, klug und dumm — Zer-
streuung.

Liebst du vielleicht das dolce far niente?
Gut, strecke sanft die Glieder vor dich hin,
Schmauch ein Cigarettchen, eine Pfeife Ungar,
Zu einem Glase Punsch, Melange, Rhum,
Und wirf zuweilen einen Blick daneben
In die so eben h'ge Schachparthie.
Ist's auf der Straße dir zu feucht, zu kalt:
Stell' im Kaffeehaus dich zur Meisnertröhre
Und füll' die Taschen dir mit warmer Lust;
Ist's dir zu heiß im Freyen, im Kaffeehaus
Kühl' sanft dich ab mit der Gazette de France.

Welch' herrliches Gemach! Der hellste Tag
 Liegt inner seinen reich verzierten Wänden;
 Ätherisch wär' die Zimmerluft zu nennen,
 Verpesteten nicht zwanzig alte Herren
 (Die, Charons Rachen alleamt entlausen,
 Mit ihren Obolus, zum neuen Jahr
 Das Husten in dem alten Jahr bezahlen)
 Als Priester der Mephitis diese Räume.
 Kannst du den Rauch der Pfeife nicht vertragen,
 Geh' ins Kaffehhaus dieser alten Herren.
 Gefällt es dir im Damenzimmer nicht?
 In jenem Zimmer, das, wenn nicht von Damen,
 Denn doch besucht — von Frauenzimmern wird.
 Willst du von Kunst und Wissenschaften hören,
 Und liebst du das recht laudermwelsch gemischt,
 Begib dich ins Kaffehhaus — der Gelehrten;
 Hältst du das tolle Zeug nicht lange aus,
 Sehnst du dich nach gesundem Menschenwize,
 So geh' in eine Vorstadt, wo die Kunst
 Sich im Geseß nach der Natur bewegt.
 Wie herrlich im Kaffehhaus ist das Leben,
 Aus dieser schwachen Schild'ung nimm es ab;
 Doch, was mein Wort dir heimlich mitgegeben:
 Nimm es so wahr auf, als ich's redlich gab.
 Zieh' eine Linie am Schluß des Jahres,
 Addire die versäumten Stunden dir,
 Zieh' davon ab, was du als Gutes, Wahres
 Hast eingetauscht, für jene Summe hier!
 Und frage nach bey deines Pulses Schnelle,
 Wenn sich des Jahres strenge Rechnung schließt,
 Ob du an des Vergnügens Zauberquelle
 Genesen oder — erst erkranket bist!
 Und zähle, die als Freunde du gewonnen,
 Und zähl', die du zu Feinden dir gemacht,
 Die Pflanzen zähl', so dieses Jahr verdorben,
 Ob all' die Blüthen Eine Frucht gebracht!

M i s c e l l e n.

Wie die Ägypter baden. Zuerst wird man in einen
 hell erleuchteten, mit Decken belegten Saal geführt, dann ent-
 kleidet, und mit zwey Tüchern bedeckt, deren Eines wie eine Jacke
 um die Brust, und das andere wie ein Mantel um die Schultern
 geht. Von da geht der Badende in ein anderes Gemach, wo eine
 angenehme Wärme herrscht, die ihn zu der ungeheuren Hitze vor-
 bereiten soll, welche ihn in dem großen Badesaale erwartet. Die-
 ses ist ein mit weißem Marmor belegtes Gewölbe, um das mehrere
 Zimmerchen herumliegen, wo man einzeln gerieben und gewaschen

wird. Die Wärme ist so groß, daß der Schweiß bald durch beyde
 Tücher dringt. Hierauf wird man in ein Zimmer von etwas nie-
 driger Temperatur geführt, man nimmt die Servietten ab, und
 streckt sich auf ein weißes Tuch, wo man zwey starken Negeren über-
 lassen ist. Die Neger knien mit einem Fuße nieder, jeder faßt
 ein Bein, und reibt die Fußsohle, um das Horn zu entfernen, wi-
 delt dann die Hand in ein Stück Camelot, und fängt von neuem
 an, den ganzen Körper zu reiben. Während dieser Operation wird
 man aus großen silbernen Gefäßen mit warmem Wasser übergos-
 sen, selbst den Kopf nicht ausgenommen. Ist man abgetrocknet,
 so wird man mit einer Art beizender Erde gerieben, und dann
 wieder abgspült, und nach dieser Behandlung von den Negern
 bey den Achseln gefaßt, die die Knie gegen das Kreuz stemmen,
 so daß die Gelenke knacken. Ist dieß alles vorüber, so drehen sie
 den Badenden einigemahle auf den Fersen herum, und entlassen
 ihn aus dem Zimmer.

Dies ist die gewöhnliche Behandlung — und das einzige Mittel
 ihr zu entgehen, beym Eintritte dem Herrn zu sagen, wie man
 bedient seyn will.

Das weibliche Geschlecht in Ägypten. Gegen das
 eilfte Jahr wird das Mädchen mannbar und verheirathet sich; im
 zwanzigsten fängt es an zu altern, und im dreyßigsten, oder kurz
 nachher, bekommt es keine Kinder mehr. Sobald es Mutter wird,
 hört es auf zu wachsen, und dieß ist wahrscheinlich die Hauptur-
 sache, daß die Taile der Frauenzimmer viel untersehter, als jene
 der Mannspersonen ist.

Aufbewahrung des Wildbrets. Nach dem Journal
 des Connaissances usuelles, soll man die Eingeweide aus dem Wild-
 bret nehmen, statt derselben Weizen hineinfüllen, und den Haken,
 Vogel ic. in einem Haufen Weizen legen, daß er davon ganz be-
 deckt wird. So soll sich das Wildbret Eimen, ja selbst zwey Mona-
 the halten. Das Fell und die Federn dürfen aber nicht abgenom-
 men werden.

Das Bambusrohr. Man trägt Bambusröhrchen und Bam-
 busstöcke, und Wenige wissen etwas von der natürlichen Beschaffen-
 heit des Bambusrohres. Es ist in Ostindien und in China zu
 Hause, und wird 30 bis 40, ja bisweilen 50 bis 60 Fuß hoch. Es
 gibt viele Arten desselben; die Chinesen zählen 63 und unsere
 Botaniker ungefähr 30 Arten. Es treibt eine Menge Zweige von
 einem Knotigen, sehr harten und inwendig hohlen Holze, das mit
 einer Lünche überzogen ist, welche dem schönsten Firnisse gleicht.
 Die Blätter sind selten und von verschiedener Gestalt. Wenn die
 Stengel aus der Erde kommen, so gleichen sie den Spargelstän-
 geln, wo man sie in Essig legt und isst. Das Bambusrohr trägt
 die schwersten Lasten, ohne zu zerbrechen. Ein Missionär sagt:
 „man begreift nicht, wie jetzt China ohne dieses köstliche Rohr
 leben wolle; nach dem Reis und der Seide gibt es nichts, was
 ihm so viel einbringt, als das Bambusrohr.“

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
 Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

55.

Wien, Samstag den 6. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatsheften für 5 Thlr. sächsl.

Von der Wichtigkeit der diätetischen Pflege und von den Nachtheilen der Quacksalberey bey kranken, besonders entzündeten Augen.

Es soll hier nicht die Lehre von der Erkenntniß und Behandlung der Augenkrankheiten abgehandelt werden, sondern ich will bloß das diätetische Verhalten angeben, welches als Unterstützungsmittel zur Cur zu betrachten ist, und dessen so häufig unterlassene Berücksichtigung von Seite des Kranken, oft alle Heilversuche des Arztes vereitelt. — Dieses diätetische Verhalten muß, aus den natürlichen Ansichten über Natur und Bedeutung des Auges resultirend, durch die Erfahrung als zweckmäßig bestätigt seyn. Es erscheint um so zweckmäßiger, hierüber bestimmte Vorschriften zu geben, als so oft nicht bloß Layen, sondern auch Ärzte, die keine Augenärzte sind, hierin oft bedeutende Mißgriffe begehen. Zugleich fühle ich mich aufgefordert, vor manchen Hülfsmitteln zu warnen, die man häufig ohne Rath eines Arztes anwendet, und die den Augen oft höchst verderblich sind.

Das kranke Auge ist, wie jeder leidende Theil des Organismus, empfänglicher für schädliche Einflüsse, als das gesunde; daher müssen alle Momente und Schädlichkeiten, die schon dem letzteren nachtheilig zu werden vermögen, noch sorgfältiger von dem kranken Auge abgehalten werden. Ich gehe hier nicht ins Einzelne, und führe nur an, daß man namentlich den Einfluß des Lichtes bis zu einem solchen Grade mindern müsse, der dem leidenden Auge nicht schmerzhaft, sondern behaglich ist; daß man es um so weniger beschäftigen müsse, je bedeutender der Grad seines Leidens, und daß, bey einigemmaßen bedeutendem Krankseyn, ihm völlige Ruhe Bedürfnis ist, selbst bey Krankheiten mit ungeschwächter Sehkraft, und daß man alle fremden Körper (Staub, Rauch etc.) von ihm abhalten, und es von krankhaften Absonderungen (verhärtetem Schleim) gehörig reinigen müsse.

Dagegen will ich einige krankhafte Zustände des Auges, die am häufigsten vorkommen, am leichtesten zu erkennen und zu unterscheiden sind, und die bestimmteste diätetische Behandlung erheischen, genauer angeben, und vor den gewöhnlichsten Heilmitteln der Quacksalber warnen. Hierher gehören vor Allem die Entzündungen. Entzündung ist eine Krankheit, deren auch für den Layen bemerkbare Symptome Röthe, Geschwulst, Hitze und Schmerz des entzündeten Theiles sind.

Jeder Theil des menschlichen Körpers kann von Entzündung ergriffen werden, also auch das Auge. Bey ihm sind die Symptome der Entzündung, vermöge seiner Lage und seines Baues, leichter zu bemerken, als bey den meisten andern Parthien des menschlichen Körpers.

Allein das Auge ist ein Organ, welches aus verschiedenen und verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt ist, und jedes dieser verschiedenen Gebilde kann für sich, oder in Gemeinschaft mit anderen und unter abweichenden Krankheitserscheinungen, entzündet werden. Für unseren Zweck wird es jedoch genügen, Entzündungen der inneren häutigen Gebilde des Auges (der Regenbogenhaut und Traubenhaut, der Gefäßhaut und der Nervenhaut), und Entzündungen der äußeren häutigen Gebilde (der Hornhaut, der Bindehaut und der weißen Haut) zu unterscheiden. Die flüssigen Theile des Auges, und ihre feinen Häute werden für sich, d. h. ohne Mittheilung der häutigen Gebilde, nur von langsamen, für Nichtärzte nicht erkennbaren Entzündungen ergriffen.

Bey der Entzündung der inneren häutigen Gebilde des Auges leiden die äußeren mehr oder weniger mit; doch sind die Symptome, welche auf eine innere Entzündung schließen lassen, heftiger, durch den ganzen Augapfel dringender, auch in die Stirne verbreiteter, stechender, bohrender, wühlender oder klopfender Schmerz, bis zum ungeschweuern steigend, und bey bedeutender Entzündung Schlaflosigkeit erzeugend, große Verminderung des Sehvermögens,

bis zu völliger Blindheit steigend, und bey hohem Grade der Entzündung: Mitleiden des ganzen Organismus, Fieber. Ich führe dieß bloß um deswillen hier an, um auf diese Erscheinungen in der Art aufmerksam zu machen, daß man, wenn sie eintreten, schleunigst die Hülfe des Arztes suche; denn solche Entzündungen sind in ihrem Anfange oft noch ohne bleibende, nachtheilige Folgen zu haben, haben aber in ihrem Fortschreiten Verlust des Sehvermögens, ja selbst Zerstörung der Form des Augapfels zur Folge.

Die Zeichen der Entzündung der äußeren Hülle des Auges sind: Röthe der entzündeten Theile, mehr oder weniger lebhafter Schmerz (Zucken, Druck, Zusammenschnürung, Brennen, Stechen, Reißen), vermehrtes Wärmegefühl, Hitze im Auge, vermehrte oder verminderte Absonderung der ergriffenen Theile; daher entweder das Gefühl von Trockenheit, oder vermehrte Absonderung von Schleim oder Thränen, und mehr oder weniger gesteigerte Empfindlichkeit des Auges für's Licht. Das Sehen ist bey äußerer Entzündung nur dann bedeutend gestört, wenn diese die Hornhaut trifft, welche Entzündung bey Veräumnis gewöhnlich mit Geschwüren und Flecken auf der Hornhaut (sogenannten Fellschen) endet. Bemerket man daher auch ohne Zeichen tieferer Entzündung, Abnahme des Sehvermögens, so ist auch hier schnelle Hülfe nöthig; da auch die Kunst gegen größere und dichtere Flecken der Hornhaut nichts vermag, und dieses Gebilde durch Geschwüre durchbohrt, und dadurch Zusammenfallen der vorderen Augenkammer, Einklemmung und Verwachsung der Regenbogenhaut, und unheilbare Blindheit entstehen kann. Überhaupt ist es anzurathen, bey jeder nur einigermaßen bedeutenden Entzündung der äußeren Gebilde des Auges, unverzüglich ärztliche Hülfe zu suchen, weil sie sich auf Hornhaut und tiefere Gebilde bey Vernachlässigung verbreiten, und bleibende Nachtheile mit sich führen kann; und das Volksprichwort: „Nichts ist für die Augen gut,“ ist in solchem Falle im höchsten Grade falsch und nachtheilig.

Fast mehr aber noch, als dem Auge die Vernachlässigung der Hülfe schadet, schaden demselben manche Hülfsmittel, die sich bey den Layen ein gewisses Ansehen erworben haben, und die entweder absolut, nachtheilig, oder nur in gewissen, für den Ununterrichteten nicht unterscheidbaren Fällen nützlich sind. Hierher gehört die Anwendung pulveriger Substanzen, die man in das Auge streuet oder bläset. Diese steigern beynahe in allen Fällen die Entzündung, und sind bloß bey manchen langwierigen, und nur von einem Sachkundigen zu unterscheidenden Entzündungen mit Auslockerung und großer Reizlosigkeit von Nutzen, gewöhnlich aber sehr schädlich; und das um so mehr, je schärfer und grobkörniger die eingebrachten Substanzen sind.

Ebenfalls sehr nachtheilig für entzündete Augen sind die Räucherung mit harzigen und aromatischen Ingredienzien, die in manchen Gegenden bey vielerley Augenleiden angewandt werden. Sie reizen das Auge mächtig und steigern die Entzündung, ohne irgend einen Nutzen zu haben.

Zugpflaster, ohne Rath des Arztes, in die Nähe des Auges zu legen, ist ebenfalls nicht anzurathen; theils weil sie,

wenn sie zu reizend sind, die Entzündung steigern, theils durch Reizung einer empfindlichen Haut, rothlaufartige Entzündung zu erregen vermögen, welche sich leicht auf das Auge verbreiten kann.

Eine weitere, bey Augenentzündungen sehr oft nachtheilig werdende Gewohnheit, ist das Auflegen rosen Fleisches frisch geschlachteter Thiere. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Mittel in einzelnen Fällen kühlend, und die Entzündung mindernd wirkt, und die dadurch bewirkte Befeuchtung des Auges die Trockenheit und Spannung mindert. Doch wird auch diese Wirkung aufgehoben, wenn das Fleisch, wie dieß gewöhnlich geschieht, die Nacht über ohne Erneuerung liegen bleibt; wo sich die Wärme des Auges ihm mittheilt, die nun nicht mehr durch die umgebende, kühlere Luft einigermaßen gemildert werden kann. Häufig wird dieses Mittel aber nachtheilig durch den Druck, den die aufgelegten größeren Fleischstücke erregen. Bey manchen rheumatischen und gichtischen Augenentzündungen, wo jede Feuchtigkeit nicht ertragen wird, kann es Rothlaufgeschwulst der Augenlider und der benachbarten Theile, und Wasseransammlung zwischen der Bindehaut und weißen Haut erzeugen.

Warme Breiumschläge sind ebenfalls bey Weitem in den meisten Fällen für entzündete Augen nachtheilig. Sie steigern die ohnehin vermehrte Wärme noch mehr, wirken durch den Druck nachtheilig, und begünstigen namentlich bey inneren Entzündungen den Übergang in Eiterung. Überhaupt vertragen die entzündeten Augen selten nasse Aufschläge. Es sind Fälle bekannt, wo bey rothlaufartigen, ursprünglich bloß äußeren Entzündungen, durch fortgesetzte Anwendung warmer Breiumschläge, Eiterungen und völlige Zerstörung des Augapfels herbeigeführt wurde.]

Warme Dampfbäder an die Augen sind weniger nachtheilig, oft nützlich; doch müssen auch sie bedeutend schaden, wenn reizende Substanzen dazu genommen, oder die Dünste zu heiß an das Auge geleitet werden.

Selbst durch zu häufiges Befühlen, und gewaltsames Öffnen und Untersuchen des entzündeten Auges, kann um so mehr Nachtheil gestiftet werden, je roher und plumper man dabey zu Werke geht, und nur zarte und vorsichtige Berührungen erträgt das kranke Auge ohne Beleidigung.

(Der Beschluß folgt.)

! Etwas über das Salz des Meerwassers *).

Das Meerwasser hat von den aufgelöst darin befindlichen Salzen einen eigenthümlichen Geschmack; aber wie es zu diesen Salzen kommt, darüber ist man nicht einig. Aristoteles erfand die lächerliche Hypothese, daß es seinen Salzgehalt der glühenden Einwirkung der Sonne verdanke. Und Tacitus sagt, daß, wenn man Salzwasser auf bren-

* Dr. Lardners Cabinet Cyclopaedia — Domestic Economy.

nendes Holz giesse, Salz durch den Streit der beyden entgegengesetzten Elemente erzeugt werde. Daraus geht hervor, daß jene unhaltbare Vorstellung wenigstens vier Jahrhunderte später noch immer in Rom die herrschende war. Die Grundlage ist in beyden dieselbe. Jahrhunderte lang war später die natürlichere Ansicht vorherrschend, daß, da Steinsalz bekanntlich in ungeheurer Menge über die ganze Erde verbreitet ist, es an manchen Orten zum großen Theile die Grundlage der Gebirge bildet, und an andern in großen Lagen unter den Erdschichten sich findet, die Gewässer des Oceans ihren Salzgehalt von auf dem Grunde liegenden Steinsalzlageren haben möchten. Dr. H a l l e y erklärte ihn auf folgende Weise: „Es findet eine fortwährende Verdunstung aus dem Oceane, und Verdichtung dieser Dünste in Regen auf dem Lande Statt; bey dem Sichern dieses Regens durch die Erde nimmt er das Salz mit sich, welches sich in ihm auflöst. Die Anhäufung dieses durch die Erde gefickerten Regens bildet die Flüsse, und diese laufen mit ihrem Salze in den Ocean. Das Wasser wird wieder verdunstet, und nimmt von neuem eine gewisse Quantität Salz mit sich. So wird dem Lande beständig sein Salz entzogen und das Meer erhält fortwährend einen Zuwachs davon.“ Bischof W a t s o n scheint dieser Hypothese nicht zugethan gewesen zu seyn, und suchte es wahrscheinlich zu machen, daß der Salzgehalt des Meeres auf diese Weise nicht aus der Erde hätte weggewaschen werden können, wenn sie noch viel länger stände, als man annimmt. Zwey und ein halbes Jahrhundert darauf brachte Bernardin G o m e s i u s eine neue Meinung darüber vor. Er meinte, der Ocean sey so geschaffen, wie er gegenwärtig ist, und am ersten Tage so salzig gewesen, wie heute. Diese Ansicht hat einen Vortheil über die andern; sie entfernt die Schwierigkeit in der Erklärung, wie solche Fische, die nur in Salzwasser leben, in frühern Jahrhunderten, ehe das Meer so salzig wurde, was nach Dr. H a l l e y's Hypothese sehr langsam gehen mußte, haben leben können. Die Meinung, welcher man gegenwärtig fast allgemein Beyfall schenkt, ist, daß diese Gewässer nicht allein seit der Schöpfung Salz, sondern auch alle andern Stoffe enthalten haben, aus denen sich die festen Theile der Erde nach und nach gebildet und abgeschieden haben. Sey dieß nun wie es wolle. Einige Gewässer sind salziger als andere; das todtte Meer z. B. enthält neunmahl mehr Salz, als das Wasser des atlantischen; ein Viertel seines ganzen Gewichts ist Salz, und seine specifische Schwere beträgt 1,211.

Welche Nahrung soll dem Neugeborenen in Ermangelung der Brust gereicht werden?

U. Von Ferd. Naph. Hussian.

Auch manchemahl, besonders bey allmählig sich vermindernder Milcherzeugung oder bedeutend gesteigertem Nahrungsbedürfnisse des Kindes wird es erforderlich, demselben nebst der Mutter- oder Ammenbrust gleichzeitig andere fremd-

artige Nährstoffe zu reichen. Stellen sich nämlich bey der Säugenden, vorzüglich während des Stillungsactes, unangenehme, drückende Empfindungen unter dem Brustbeine, heisere Stimme und Trockenheit des Mundes und Halses, öfteres trockenes Husteln mit stechendem Schmerz auf der Brust, ferner anhaltende Nachtschweisse, besonders am Brustblatte, Krämpfe, unruhiger Schlaf, Wüthigkeit des Kopfes, Klingen und Säusen in den Ohren, nebliges Gesicht u. dgl. bey gradweis abnehmender Milchabsonderung ein: dann ist es an der Zeit, um so mehr, wenn genannte Erscheinungen bald nach der Geburt hervortreten, mit einem Arzte sich zu berathen, ob die Säugung unterlassen, oder dieselbe fortgesetzt, aber dem Kinde nebst der Brust auch noch andere, und welche Nahrungsmittel gebothen werden sollen? Ein Gleiches hat zu geschehen, wenn das Kind wegen allmählig bey der Mutter oder Amme sich ergebenden Milchmangels, oder dessen im Verhältniß zur Milcherzeugung höher gesteigerter Eflust darben müßte. Daß der Säugling nicht die zur Stillung seines Hungers nöthige Menge Milch aus dem Busen der Mutter oder Amme schöpfe, wird leicht dadurch erkannt, wenn der Neugeborene, nachdem er beyde Brüste völlig entleert hat, dennoch an Allem, was sein Mund zu erreichen vermag, gierig saugt; ohne jede bemerkbare Ursache z. B. des Zahnens, nach und nach abmagert, sein blühendes Aussehen und frische Gesichtsfarbe verliert; sein Muskelfleisch weich, schlapp, der Schlaf unruhig wird, die Darm- und Urinleerungen bey regelmäßiger Beschaffenheit der Absonderungsorgane nur sparsam von Statten gehen u. dgl. Am gewöhnlichsten ereignet sich dieser Fall, wenn die Eflust des früher wohlgenährten, kräftigen Kindes schon vom Anfange sehr stark ist, oder erst in der Zeitfolge bedeutend sich vermehrt, die Leibesbeschaffenheit der stillenden Mutter hingegen mehr oder minder zart, schwächlich, so wie deren Säftmenge überhaupt, und die Milchbereitung insbesondere beschränkt erscheint. In diesen, gleichwie jenen Fällen, wo das Kind schon gleich nach der Geburt dem menschlichen Busen zu entsagen genöthigt ist, tritt dann die sogenannte künstliche Aufzucht oder Wassereziehung ein. Obgleich aber diese Ernährungsweise dem Neugeborenen niemals wohlbekommt, und nach genauen Beobachtungen von fünf und zwanzig auf diese Art genährten Kindern, zwanzig im ersten Lebensjahre schon zu Grunde gehen, vier einen siechen Körper auf ihre ganze Lebenszeit erlangen, und gewiß nicht mehr wie eines bey äußerster Schwäche eine erträgliche Gesundheit genießt; so findet diese naturwidrige Ernährungsweise doch allenthalben, besonders unter eigennütigen Hebammen und andern gewinnstüchtigen Weibern, die mit Kostkindern nicht selten ein ziemlich einträgliches Gewerbe treiben, ihre eifrigsten Vertheidiger. Unerfahrene und leichtgläubige Mütter schenken aber diesen unberufenen Lobrednern der so genannten Wasserfö, mit denen bisweilen Großmütter, Tanten und Gevatterinnen in die Wette peroriren und blasphemiren, um so leichter ein geneigtes Ohr, da ihnen diese Ernährungsmethode des Neugeborenen gewöhnlich als die beste, einfachste und bequemste geschildert wird. Erwägen wir die bey dem Selbststillen erwähnten Verhältnisse; erinnern wir uns, daß kein Nährstoff, nicht einmal die Milch eines andern, gleichzeitig ent-

bundenen Weibes, die Muttermilch bey dem Säuglinge vollkommen zu ersetzen im Stande ist; so werden wir leicht begreifen, daß die so genannte Wassererziehung auf die Gesundheit und das Leben des Kindes stets mehr oder minder nachtheilig wirken müsse, und nur im äußersten Nothfalle in Anwendung zu bringen sey. Mannigfaltig und zahlreich sind die Stoffe, welche dem Neugeborenen bey der künftigen Auffütterung gereicht werden, und theils in der Milch verschiedener Thiere und der daraus bereiteten Molke, als auch in Mehl, Reis, Gries, Himmelthau, Weizen, Salep, Arrow-Root-Sago, Cacao, Kaffeh und dessen Surrogaten, nämlich: Eichel-, Erdmandel-, Cichorien- und gelben Rüben-Kaffeh; ferner in Fleischbrühen mit oder ohne Eigelb, in Himmelbrand, Pappels-, Camillen-, Eibisch-, Fenchel-, Sternanien, Graswurzel-, Hollunder- und chinesischem Thee, zuweilen noch zum Überflusse mit Zucker, Honig u. dgl. versetzt, bestehen. Da aber je- nem Nahrungsmittel, welches in seinem Mischungsverhältnisse dem, in der Mutter- oder Ammenbrust enthaltenen Nährstoffe am nächsten kommt, und deswegen für die Verdauungs-kräfte des Säuglings am angemessensten ist, unstreitig der Vorzug gebührt; so empfiehlt sich auch mit vollem Rechte die Thiermilch, deren quantitatives und qualitatives Verhältniß ihrer nährenden Bestandtheile, der Menschenmilch, die unter allen Milchgattungen den größten Antheil Molke, und am wenigsten kästichte Bestandtheile enthält, mithin bey sehr schwerer Verinnerbarkeit, äußerst leicht verdaulich — am ähnlichsten ist unter allen übrigen, bey der künstlichen Auffütterung gebräuchlichen Substanzen, als zweckmäßigstes, wiewohl noch immer ziemlich fremdartiges Nahrungsmittel. Überlegen wir nämlich, daß schon die Milch der Amme als Product des, ihrem Organismus eigenthümlichen Bildungstriebes für das Kind einer andern Mutter nie ganz jenen, allen Verhältnissen entsprechenden, höchst wohlthätigen Nährstoff liefere, wie die Muttermilch; so muß eben dieser Vorwurf, aus hier anzuführenden Gründen, um so mehr noch die Thiermilch treffen. Dessen ungeachtet gab und gibt es noch viele Menschen, worunter selbst sehr verdienstvolle Ärzte sich befinden, welche die Thiermilch der Frauenmilch vorziehen. Um sich hiervon näher zu überzeugen, sehe man: *Vandermonde Essai de perfectionner l'espèce humaine.* So behauptet Brouzet — *Education des enfans*; — die Kuhmilch, der man sich in nördlichen Ländern oftmahl zur künstlichen Auffütterung der Kinder zu bedienen pflegt, besitze dieselbe Güte, wie die Frauenmilch. Der eigentliche Grund, warum man der Thiermilch selbst vor der Menschenmilch einen entschiedenen Vorzug einräumte, lag vorzüglich in der einseitigen und thörichten Meinung, daß durch die letztere die Fortpflanzung böser Neigungen und Triebe unterhalten, durch den Genuß der ersteren aber gänz-

lich unterdrückt werde. Allein zugegeben, daß das menschliche Weibchen von mehreren Leidenschaften beherrscht wird; so sind die Thiere bey ihrer gewöhnlichen Indolenz, obschon weniger, doch um so heftigeren Begierden unterworfen, erheblichen Mängeln und Unvollkommenheiten bloßgestellt; und es dürften diejenigen, welche befürchten, daß durch die Muttermilch physische und moralische Gebrechen auf den Säugling übertragen werden, eben so besorgt seyn, durch die Eselsmilch die Dummheit des Esels, und durch die Milch der Ziege die Geilheit dieses Thieres auf das Kind zu verpflanzen. So erzählt wenigstens Unzer eine, aus dem englischen Zuschauer entlehnte Geschichte, daß nämlich ein, im übrigen rechthaffener Mann, der mit Ziegenmilch war aufgezogen worden, wenn er sich allein befand, zu hüpfen und zu springen anfang; und v. Reins redet von einem, mit Saumilch gestillten Knaben, der als Jüngling im Essen und Trinken so unsäthig und ungezogen lebte, daß er an eine körperliche Bildung gar nicht dachte, und die nothigen und schmutzigen Orte so liebte, daß er sich immer sehnte, sich darin herumwälzen zu können; was er denn auch that, wenn ihn Niemand sah. Zudem liegt oft bey Thieren manche Krankheit verborgen, und ihre Sehnsucht nach Begattung macht nicht selten bey ihnen eine eigene Art von Übelbefinden, welches ganz gewiß für das Wohl des Säuglings nicht gleichgültig ist. Nicht zu gedenken, daß die Milch, da sie als Erzeugniß des mächtigen, dem Thiere inwohnenden Bildungstriebes, unmittelbar aus dessen Organisation, die von jener des Menschen gewiß auffallend abweicht, hervorgeht, von der Menschenmilch, welcher an Feinheit — und lieblich süßem Geschmacke die Milch keines einzigen Thieres gleichkommt, bedeutend verschieden seyn müsse; so verliert sie auch während des Melkens und Erhaltens ihren, auf das neugeborene Kind äußerst wohlthätig wirkenden thierischen Wärmegrad, und das belebte Aroma, welches die Nervenkraft erhebt, folglich dieselbe stärkt; und durch das Kochen sogar noch viele ihrer übrigen, leichter verdaulichen Bestandtheile — dergestalt, daß alsdann nur die zurückbleibenden, größtentheils schwerer assimilirbaren und schlechter nährenden Stoffe dem kindlichen Organismus gereicht werden. Überdies ist die Thiermilch, vorzüglich in großen Städten, nicht immer von einem und demselben Thiere zu bekommen, sondern dieselbe wird gewöhnlich von mehreren, die in ihrer Organisation, Alter, Nahrung u. dgl. mehr oder minder von einander abweichen, oder worunter manches trächtig oder wohl gar krank ist, zusammen gemischt, erlangt somit in Hinsicht ihrer Bestandtheile eine um so größere Heterogenität, und wird dadurch für den schwachen Magen des Neugeborenen um so unpassender.

(Die Fortsetzung folgt.)

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

f ü r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

56.

Wien, Mittwoch den 10. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächs.

Von der Wichtigkeit der diätetischen Pflege und von den Nachtheilen der Quacksalberey bey Kranken, besonders entzündeten Augen.

(B e s c h l u ß.)

Viele Menschen sehen sich durch die, mit den meisten Augenentzündungen verbundene Lichtscheuheit veranlaßt, das Auge fest zu binden. Dieses feste Zubinden ist stets schädlich; einmal durch den Druck, der aufs Auge geübt wird, dann durch die Steigerung der Wärme, und endlich durch die Hemmung des Ausflusses der krankhaft vermehrten Absonderungen, die zurückgehalten, sich zersetzen und besondere Schärfe annehmen, die sie auch oft ursprünglich schon haben. Ist die Schleimabsonderung vermehrt, so kleben die Augenlieder oft so fest an einander, daß sie nachher nur mit Mühe von einander entfernt werden können.

Flüchtige Einreibungen in die Umgebungen der Augen sind ebenfalls in den meisten Fällen bey Augenentzündungen nachtheilig.

Die in den Apotheken unter dem Nahmen Augensalben vorräthigen Mittel, meist rothen oder weißen Präcipitat enthaltend, werden dem Auge schon dadurch oft nachtheilig, daß sie meist zu stark sind, und das Auge reizen, die Entzündung steigern. Noch nachtheiliger aber werden sie, wenn, wie es oft der Fall ist, das zu ihrer Bereitung verwendete Fett, durch zu lange Aufbewahrung, ranzig geworden ist, und sie noch weit mehr reizen.

Auch die meisten, entweder in den Apotheken vorräthigen, oder auf Rath von Layen und Quacksalbern angewendet werdenden Augenwässer, sind zu scharf und steigern die Krankheit.

Auch durch die Anwendung von Bluteiern kann, selbst wenn sie wegen des Leidens passend erscheinen, dadurch geschadet werden, wenn man sie zu nahe an das Auge setzt; indem die in der Umgebung des Wisses stets erfolgende Ent-

zündung sich aufs Auge verbreiten kann, und eben so die dem Bisse folgende, oft sehr bedeutende Blutunterlaufung.

Wenn ich nicht gerade alle diejenigen Dinge angeführt haben werde, die, aus verkehrten Ansichten von ihrer Zweckmäßigkeit bey Augenentzündungen angewandt, nachtheilig werden; so sind dieß doch gewiß die wichtigsten, welche auch am häufigsten gemißbraucht werden.

Ich gebe nun in kurzen Zügen eine diätetische Behandlung entzündeter Augen an, die der Erfahrung nach die zweckmäßigste ist.

So unentbehrlich das Licht dem gesunden Auge als eigenthümlicher, seine Thätigkeit erweckender, und bedingender Reiz ist, so muß doch den entzündeten Augen, im Verhältniß zum Grade der Lichtscheuheit, das Licht mehr oder weniger entzogen werden. Bey geringer Lichtscheuheit genügt ein etwas großer, grüner, nicht glänzender und nicht drückender Augenschirm. Bey größerer Empfindlichkeit für das Licht, befestigt man außerdem einen mehrfach zusammengelegten, länglich viereckigen, zarten, leinenen Tuchlappen vor dem Auge, welcher aber auf die Stirne hinaufragt, und auf derselben durch eine leichte Binde, oder an der Kopfbedeckung befestigt wird, und ohne zu drücken, dicht vor dem Auge herabhängt. Die Compresse muß gewechselt werden, so oft sie durch die krankhaft vermehrte Absonderung des Auges feucht, oder sonst beschmutzt geworden ist. Erregt auch bey dieser Bedeckung das Licht noch Beschwerde oder Schmerz, so darf dennoch kein fester Verband angelegt werden; sondern man muß durch Verdunkelung des Zimmers den Einfluß des Lichtes noch mehr mindern. Häufig verdienen zarte, leichte Kräutersäckchen, auf dieselbe Art befestigt, den Vorzug vor der bloßen Leinwand, namentlich bey rothlaufartiger Geschwulst der Augenlieder; doch thut man im Zweifelsfalle besser, das nie schädliche Tuch zu wählen. Darf bey leichten Entzündungen das Auge auch einer milden, nicht bewegten Luft ohne Nachtheil ausgesetzt werden, so muß man doch Wind und Regen sorgfäl-

tig von demselben abhalten, und bey bedeutenderer Entzündung darf man dasselbe gar nicht der freyen Luft aussetzen. Vey vermehrter Schleimabsonderung verkleben oft die Augenlider, wodurch der Ausguß der Feuchtigkeiten gehemmt wird, und diese dann — wenn sie, wie es ohnedem oft der Fall ist, eine besondere Schärfe annehmen — Trübung und Geschwüre der Hornhaut wenigstens eben so leicht zu bewirken vermögen, als sie oft ein Wundwerden der Haut, der Wangen, über die sie bloß herabfließen, veranlassen. Man darf den Schleim nicht durch Reiben der Augenlider wegschaffen wollen, wodurch außer dem Nachtheil des Druckes fürs kranke Auge, auch oft noch ausgehende Augenwimpern, oder Klümpchen verhärteten Schleims ins Auge gerieben werden; auch darf man die Augenlider nicht gewaltsam von einander reißen. Man muß vielmehr mit einem schleimigen Wasser, einer dünnen Abkochung von Altheewurzel, oder auch bloß lauem Fluß- oder Regenwasser durch sanftes Bestäuben den Schleim erweichen, und dann ohne allen Druck auf den Augapfel, die Augenlider durch einen gelinden Zug von einander entfernen. Ueberhaupt muß man das entzündete Auge durch eine laue, milde Flüssigkeit öfters reinigen. Der Gebrauch desselben muß, nach dem Grade der Entzündung und Lichtscheuheit, entweder ganz aufhören, oder doch wenigstens sehr beschränkt werden; und wenn auch ein kurzer Gebrauch vermehrten Schmerz im Auge, Brennen oder Thränenfluß zur Folge hat, ist er gewiß nachtheilig. Auch bey unbedeutender Entzündung darf man Abends bey Kerzen- oder Lampenlicht die Augen nicht gebrauchen. Aber nicht bloß die Beschäftigung entzündeter Augen, sondern auch Alles, was sonst Erhitzung erzeugt, und den Blutandrang nach dem Kopfe vermehrt, und also auch nach dem Auge, muß sorgfältig vermieden werden; hierher gehören nicht bloß anstrengende körperliche Beschäftigungen, vieles Bücken, Heben, sondern auch Schreyen, Singen, das Blasen von Blasinstrumenten, und selbst anhaltendes lautes Sprechen. Ueberhaupt müssen alle diejenigen Einflüsse und Schädlichkeiten, die schon dem gesunden Auge leicht nachtheilig werden, noch sorgfältiger abgehalten, und das Auge auch nach gehobener Entzündung nur allmählich wieder an die früher gewohnte Thätigkeit gewöhnt werden. — Verstopfung des Leibes vermehrt und erzeugt leicht Andrang des Blutes nach dem Kopfe, und so wird es bey jeder Augenentzündung nöthig seyn, für freye Leibesöffnung zu sorgen. Stets wird eine leichte, nicht erhitzende Diät und die Vermeidung aller geistigen Getränke anzurathen seyn. Ein gelinder Grad von Augenentzündung wird oft, namentlich wenn keine allgemeine Krankheit, keine Dyscrasie (Säfteentmischung) u. s. w. erzeugte, durch das angegebene diätetische Verhalten, so einfach es auch scheinen mag, gehoben werden, und bey bedeutenden Entzündungen wird es die Cur unterstützen; Nichtbeachtung aber oft alle Heilversuche scheitern machen. Augenwasser, Salben und Arzneymittel gehören nicht hierher; sie müssen mild, nicht zu reizend und möglichst einfach seyn; doch richtet sich dieß nach der Reizempfänglichkeit der Augen, und es gibt Zustände von Schlassheit und Reizlosigkeit, wo auch eingreifende, doch immer nur von einem Arzte zu bestimmende Mittel nöthig werden.

Welche Nahrung soll dem Neugeborenen in Ermangelung der Brust gereicht werden?

(Fortsetzung.)

Allein nicht genug, daß die Milch von mehreren Thieren derselben Gattung zusammengemengt wird, so sehen gewinnstüchtige Menschen, um ihr mehr Consistenz zu geben, und Unwissende zu täuschen, auch noch allerley Stoffe, Mehl, Pottasche u. s. w. zu, und machen sie daher für den Genuß des Neugeborenen um so schädlicher. Erweist sich mithin aus eben berührten Ursachen die Milch jeder Thiergattung zur Ernährung des Kindes schon so unzweckmäßig, so gibt sich der noch weit geringere Werth der übrigen, bey der künstlichen Auffütterung im Gebrauche stehenden nährenden Substanzen, von selbst zu erkennen. Ziehen wir nämlich in Betrachtung, daß die in denselben enthaltenen Bestandtheile, da sie nicht Producte eines thierischen Organismus, für die überaus zarten Verdauungsorgane des neugeborenen Kindes ungleich schwerer verdaulich sind, als die Milch der Thiere; daß dieselben, wenn sie, wie gewöhnlich, schlecht gekocht, auf unsichliche Art verabreicht, und mit verschiedenen Zusätzen von Zucker, Honig u. d. gl., welche sehr leicht in saure Gährung übergehen, vermengt werden, nicht selten die Verdauung stören, und dadurch Erbrechen, Durchfälle, Leibschmerzen, Blähungen u. dgl., ja bisweilen tödtliche Wirkungen herbeiführen; so müssen wir alle jene, außer der Thiermilch angegebenen Nahrungsmittel des Neugeborenen, sie mögen nun Nahmen führen welche sie wollen, in Abkochungen von schleimigen Wurzeln, Kräuteraufgüssen, Milchbrey, echtem Thee und Kaffee, oder dessen Surrogaten bestehen, und von Ärzten oder Nichtärzten noch so emphatisch gepriesen werden, geradezu für die fremdartigsten und unzweckmäßigsten erklären; obgleich auch unter ihnen ein gradweises Schädlichkeitsverhältniß obwaltet. Hätte die allweise Natur anderartige Stoffe, wie die Milch, für das physische Gedeihen des Neugeborenen als nothwendig erkannt, so würde sie gewiß die mütterliche Brust mit dem hoch gefeyerten Eichelkaffee, Camillenthee oder Reishwasser u. s. w. gefüllt, und dem zarten Säugling zur Nahrung bestimmt haben. So aber füllte sie den Busen des Weibes mit Milch; daher ist es nur Milch und nur Milch allein, welche sie zur Ernährung des Neugeborenen verwendet wissen will. Indem uns aber die Milch verschiedener Thiere zur Wahl überlassen bleibt, dieselbe jedoch nach der Gattung des betreffenden Thieres in ihrem Mischungsverhältnisse mehr oder minder von der Menschenmilch abweicht, so handelt es sich hier nun um nähere Entscheidung, welche Thiergattungen die für den Neugeborenen zur künstlichen Auffütterung entsprechendste, und der Frauenmilch ähnlichste Milch liefern.

In dieser Beziehung steht vielfältigen, genauen Untersuchungen zufolge, die ihre leichte Verdaulichkeit und schweres Gerinnen bestätigen, jene des Elephantenweibchens oben an. Nur schade, daß wir uns bloß mit dem trockenen Wissen, diese Milch sey unter allen übrigen Gattungen, da ihr specifisches Gewicht $1,032$ beträgt, mithin der Frauenmilch am nächsten kommt, die entschieden beste, begnügen müssen; ohne von derselben, da dieß merkwürdige

Thier bloß der heißen Erdzone angehört, daher bey uns nicht einheimisch ist, den geringsten Gebrauch machen zu können. Die verschiedenen, zum Behufe der künstlichen Aufzucht der Neugeborenen im Gebrauche stehenden, zum Theil von Ärzten und Layen mit eitlen Wortgepränge allzu hoch gepriesenen Milchgattungen, deren wir jede einer genaueren Betrachtung würdigen wollen, stellen sich uns in der Milch der Eselinnen, Stuten, Ziegen, Kühe, Schafe, und endlich sogar, obwohl nur als äußerste Seltenheit, in der Saumilch dar; der außerordentlichen, mehr oder minder glaubwürdigen Beispiele, wo Kinder von Hirschkühen, Bärinnen, Wölfinnen u. dgl., wie die beyden Söhne der Rhea Silvia, die nachmaligen Gründer und Erbauer des weltbeherrschenden Roms, gesäugt und groß gezogen worden seyn sollten, nicht zu gedenken. An die Milch der Elephantin schließt sich jene der Eselinnen, ihrer leichteren Verdaulichkeit und schwereren Gerinnbarkeit wegen, unmittelbar an. Die Eselmilch ist im Äußerer der Frauenmilch am ähnlichsten und liefert noch weniger Rahm (Fettstoff) als diese. Die Molken enthalten viel Milchzucker, jedoch nicht so viel als jene der Frauenmilch, welche, nach Stipriaan, bey 1,039 specifischem Gewicht, 0,080 Rahm, 0,030 Butter, 0,022 Käse, 0,071 Milchzucker enthält, indessen die Milch der Eselinnen, nach Jung, nur 0,045 Milchzucker besitzt. In so ferne dieselbe aber nicht an allen Orten, wiewegen sie gewöhnlich auch ziemlich kostspielig, und nur im Frühlinge, da sich bey diesen Thierweibchen im Sommer die Milchabsonderung allmählich vermindert, im Herbst und Winter hingegen fast gänzlich erlischt, zu erhalten ist; so fällt, wie leicht begreiflich, ihre allgemeine Anwendung von selbst hinweg. Nach der Milch der Eselin folgt, ihres günstigeren Mischungsverhältnisses wegen, die Stutenmilch, welche dünner als Kuh- und dicker als Frauenmilch ist. Die abgerahmte Milch, welche eben so leicht wie Kuhmilch gerinnt, enthält weniger Käse, aber mehr Milchzucker; daher auch ihre Tauglichkeit zur Verfertigung des Kumiß, eines geistigen, berauschten Getränkes der Tartaren. Die Stutenmilch, welche ein specifisches Gewicht von 1,015 hat, enthält 1,080 Rahm, 0,016 Käse, 0,088 Milchzucker. Da aber gegenwärtig in Oesterreich die Pferdezucht, indem für die schönsten Füllen alljährlich von Seite der Landesregierung bedeutende Geldpreise festgesetzt sind, mit vorzüglichem Eifer und Sorgfalt betrieben wird; so dürfte diese Milchgattung nicht nur äußerst schwer zu bekommen, sondern, wenn man sie auch wirklich erhalten sollte, so theuer seyn, daß sich dieselbe nur sehr Wohlhabende mehrere Monate hindurch zur Ernährung ihres Kindes anzuschaffen im Stande wären, und nur Besitzer von Gestüten hiervon als Ausnahme gelten könnten. Ob schon ebenfalls in ziemlich hohem Preise stehend, doch bey Weitem minder kostspielig, als die beyden genannten Milcharten, beynahe aller Orten zu erhalten, sehr ergiebig an Molken und ziemlich leicht verdaulich, ist die Ziegen- oder Gaismilch, welche Samper der menschlichen Muttermilch am ähnlichsten fand: von 1,016 specifischem Gewichte, 0,080 Rahm, 0,040 Butter, 0,091 Käse und 0,044 Milchzucker. An nicht zu kühlen Orten wirft sie einen sehr dicken, angenehm schmeckenden Rahm auf, aus dem sich leicht eine sehr weiße,

wohlschmeckende Butter erhalten läßt. Die einmahl ausgeschiedene Butter läßt sich eben so wenig, als jene von Kühen mit der Milch wieder vermischen. Sie enthält viel eines festen, elastischen, fettähnlichen, sehr schwachsaften Käses, dafür aber weniger Milchzucker. Allein obwohl sie den kindlichen Verdauungsorganen besser als die Kuhmilch, von welcher sie sich durch den Geruch und durch einen eigenthümlich süßlichen Geschmack unterscheidet, bekommt, so überzeugen uns doch häufige Beobachtungen, daß dieselbe, des angeführten Mischungsverhältnisses wegen, nicht rein, sondern immer mit einer bedeutenderen Quantität Wasser verdünnt, verabreicht werden dürfe. Im entgegengesetzten Falle ist diese Milchgattung, ihres reichlichen Antheiles an bildenden Stoffen zufolge, für den Neugeborenen zu nahrhaft; sie begründet Vollblütigkeit und übermäßige Fetterzeugung, begünstigt daher noch mehr die den neugeborenen Kindern eigenthümliche Anlage zu Entzündungskrankheiten. Herr Medicinaldirector Zwielerlein faßte jedoch eine so entschiedene Vorliebe für diese geilen Thierchen, und glaubte in deren Milch so vollkommenen Ersatz für die Mutter- und Ammenbrust gefunden zu haben, daß er den fürwahr höchst originellen Grundsatz aufstellte: keine, auch die gesündeste Frau brauche ihr Kind selbst zu stillen, oder demselben eine Säugamme, welche äußerst selten alle erforderlichen physischen und moralischen Eigenschaften besitzt, zu halten; da die Ziege das Stillungsgeschäft ungleich verlässlicher und wohlfeiler, indem ihr larger Lohn nur in etwas Heu oder Stroh bestände, zu versehen im Stande sey. Zwar machten Zwielerleins Unterhaltungen über die Ziege, als beste und wohlfeilste Säugamme (Stendal b. 1821), manchem neuerungsfüchtigen Nachseher gar keine angenehme Unterhaltung; da er sich, leider! nur zu deutlich und betrübend überzeugt fand, daß die in Anfrage zu stehende Ernährungsweise nicht dem gewünschten Zwecke entspreche, und manch hoffnungsvolles, rüstiges Kind den vorschnellen Versuch mit seiner Gesundheit oder wohl gar mit dem Leben büßen mußte. Zugegeben, daß nach Zwielerleins gerühmter Säugungsmethode, zufolge welcher der Neugeborene, gleich den jungen Guanaco aus Teneriffa, die Milch unmittelbar aus den Zitzen der Ziege saugt, einen beständig gleichen, mit dem wohlthätigen animalischen Dunste erfüllten, gleichmäßig warmen Nahrungstoff von einem und demselben Thiere erhält; so werden dadurch doch keineswegs jene nachtheiligen Wirkungen, welche aus dessen eigenthümlichen Mischungsverhältnissen resultiren, aufgehoben, sondern dieselben treten um so bedeutender hervor, je besseres Futter das Thier genießt, wodurch die Milch um so mehr an nährenden Bestandtheilen gewinnt. Die Ziegenmilch ist dem neugeborenen Kinde zu fett, zu roh, daher auch für seinen Darmcanal zu fremdartig, und wird deshalb schwerer vertragen als die Kuhmilch. Aus eben diesem Grunde bekommt ihr Genuß ältern Kindern besser, als jüngeren. Überdies ist diese heterogene Ernährungsweise auch mit sehr vielen Ungemächlichkeiten und erheblichen Beschwerden verknüpft. Abgesehen davon, daß die meisten Ältern wegen beschränkter Räumlichkeit ihrer Wohnungen, vorzüglich in Städten, gezwungen wären, dieses, seines ekelhaften Gestankes und un-

angenehmen Geschreyes wegen, allgemein gestohene Thiere sogar im Zimmer zu behalten, und jede Verunreinigung von demselben sich willig gefallen zu lassen; so gehören immer zwey, drey, bisweilen aber auch mehrere Personen dazu, um die Ziege, welche sich niemals ruhig verhält, mit dem Kopfe und den Füßen herumschlägt, sich manchemal mit dem Bauche auf den Säugling zu legen droht, fest zu halten, und auf diese Art das Kind, wenn man es an die Zitzen legt, vor jeder Beschädigung sorgfältig zu bewahren. Hat man auch diese Thiere vorher noch so sehr zahm gemacht, so bringt man sie nicht immer dahin, daß sie dem Kinde willig die Milch überliefern, sondern halten dieselbe bisweilen mehr oder weniger zurück. So geben, der Aussage glaubwürdiger und berühmter Reisenden zu Folge, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die Kühe der Hottentotten, und die Ziegen keine Milch, wenn nicht ihr Junges dabey ist. Hat man dieß bereits geschlachtet, so wird das Fell über ein anderes gelegt, damit sie bey Empfindung des Geruches die Milch fließen lassen. Auch Pallas erzählt, daß weder die Kühe noch die Stuten bey den Kalmücken Milch geben, wenn nicht ihr Kalb oder Füllen gegenwärtig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Öffnung einer Mumie *).

Eine von dem Baron De non aus Aegypten mitgebrachte Mumie ward vor Kurzem in dem Saale der „literarischen und philosophischen Gesellschaft“ in Newcastle geöffnet. Die Bänder waren merkwürdig kurz, und schienen mit schmälern Bändern lose zusammengewickelt zu seyn. Als diese erste Lage weggenommen war, kam eine gemeinschaftliche Spiralbinde zum Vorschein, die von den Füßen nach dem Kopfe zu lief, und sehr knapp anlag. Hierauf kam eine, nicht eben gut gelegte Kreuzbinde, und dann eine vierte, welche die vorige kreuzte. Nach Wegnahme dieser fand man mehrere Stücke Zeug, die auf den Körper gelegt worden zu seyn schienen, um alle Bänder in Ordnung zu halten. Darunter lag eine fünfte Kreuzbinde, welche am Nacken und auf den Schultern sich kreuzte und an den Fehen endigte. Nach dieser erschien eine einzelne Binde, die von dem Nacken über das Gesicht, quer über das Hinterhaupt weg, lief. Compressen verschiedener Art fanden sich auf dem Gesichte u. s. w. und vorzüglich große von den Schultern bis zu den Füßen. Nach der Wegnahme einer andern, von den Füßen aufwärts steigenden Spiralbinde ward die Feuchtigkeit von dem Inhalte der Umschläge sehr merklich. Hierauf fand man einige Stücke Rinde, und

es verbreitete sich ein starker bituminöser Geruch. Die Binden wegen zusammen mehr als 30 Pfund. Im Verlaufe der Operation fand man einen stärkern Harzüberzug als gewöhnlich, und die Feuchtigkeit zwischen diesem und dem Körper war sehr beträchtlich. Die leeren Stellen zwischen den Füßen und Armen und dem Körper waren mit Compressen ausgefüllt, damit die Gestalt gleichförmig würde. Der Oberarm schien mit Gewalt seitwärts gedrückt, und die Achselhöhle mit Harz gefüllt zu seyn, das allem Anscheine nach heiß eingegossen worden war. Der Kopf war mit einer dicken Compressen bedeckt. Die Feuchtigkeit war überall so durchdrungen, daß es Mühe kostete, die Binden wegzunehmen, ohne die Haut oder die Auseinanderfolge der Binden zu zerstören. Vielleicht ist nie eine besser erhaltene Mumie geöffnet worden, wenn man das angenommene Alter berücksichtigt (zwischen zwey- bis dreitausend Jahren). Die Gelenke waren sämmtlich beweglich; die Arme in vorzüglichem Grade. Sie staken in Spiralbinden, deren eine von unten und die andere von oben anging. Nirgends fand man Papyrusrosen. An der Wurzel der Fingernägel war das Oberhäutchen erhalten; die Einbalsamirer waren aber auch so sorgfältig gewesen, die Wurzeln der Nägel mit einer Art Zwirn zu umwickeln. Der Unterleib war ganz weich, und keineswegs so hart und ausgedörrt, wie man glauben sollte. Mit Mühe entblößte man das Gesicht; es war vollkommen erhalten. Die Zähne waren gut; die Nase etwas platt, aber gerade; die Augäpfel aber herausgenommen, und die Höhlen mit Leinwand oder Baumwolle ausgefüllt. Das Haar war ganz gut; es schien licht und nicht wollig zu seyn. Die Finger und Zehen sahen so aus, als ob der Körper erst — ein paar Jahre einbalsamirt gewesen wäre.

M i s c e l l e.

Mörtel von Algier. Dieser Stoff besteht aus zwey Theilen Holzasche, drey Theilen Kalk und einem Theile Sand, und heißt Tatti. Nachdem man die drey genannten Materialien mit einander vermischt hat, wird etwas Oel hinzugegossen, und das Ganze drey Tage lang ununterbrochen untereinander gerührt, damit es die erforderliche Consistenz erhalte. Dieser Mörtel wird so hart wie Marmor, ist von keiner Feuchtigkeit zu durchdringen, und widersteht den vereinten Kräften des Wetters und der Zeit. Man glaubt, daß diese Art, Mörtel zu machen, sich von den alten Einwohnern Numidiens und Mauritaniens hereschreibe, von denen sie den Römern mitgetheilt wurde; wenn dem also ist, so ist die große Festigkeit der alten Gebäude erklärt. Der Leim der Algerier ist eine Zubereitung von Käse, aus dem das Milchige herausgepresst, und dann zu dem feinsten Leime gemischt wird.

*) The literary gazette.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Baster,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

57.

Wien, Samstag den 13. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächsl.

Welche Nahrung soll dem Neugeborenen in Ermangelung der Brust gereicht werden?

(Fortsetzung.)

In so ferne die Kuhmilch einen größeren Antheil von Molk und Milchsucker (die Milch der Schafe aber von 1,030 specifischen Gewichtes, 0,116 Rahm, 0,048 Butter, 0,154 Käse, 0,042 Milchsucker enthält) an käsigen und schwer verdaulichen Bestandtheilen besitzt; so gebührt der ersteren sowohl ihrer leichteren Verdaulichkeit wegen, als auch aus dem Grunde vor den andern den Vorzug, weil sie aller Orten zu haben ist; und unter allen Milchgattungen am wohlfeilsten zu stehen kommt, und daher auch von ärmeren Altern erkaufte werden kann. Es ergibt sich daraus, daß die Schafmilch, ihres Uebermaßes an topfigen Bestandtheilen zufolge, wodurch sie hier dem zarten Neugeborenen äußerst schwer verdaulich wird, und somit zu Blähungen, Erbrechen, hartnäckigen Leibesverstopfungen, Anschoppungen der Baucheingeweide und Scropheln Veranlassung gibt, unter allen bisher angeführten Milchgattungen in der Regel minder dem Zwecke entsprechend sey. — Was endlich die Saumilch betrifft, so werden sich Mütter um so schwerer zu ihrem Gebrauche entschließen, noch desto weniger aber eine unstätthige Schweinmutter als Säugerinn für ihr Kind zu sich in Kost und Wohnung zu nehmen, wenn sie bedenken, daß die Beschwerden der Säugung des Neugeborenen an den Zügen eines Vorstenviehes, so wie die Gel erregende Unreinlichkeit in jeder Beziehung um vieles größer, als bey der Ziege sey.

Aus dem bisher Gesagten geht nun deutlich hervor, daß die Kuh- und Ziegenmilch unter allen andern Milcharten doch die einzigen seyen, deren wir uns zur künstlichen Auffütterung am vorteilhaftesten bedienen können, und die auch unter den übrigen am leichtesten zu bekommen sind. Was die Kuhmilch betrifft, so wirkt diese nicht nur nach Verschiedenheit der Nahrung der Kühe, ein sehr verschiedenes

Verhältniß von Rahm auf, gibt also ein sehr veränderliches Verhältniß von Butter, und diese wieder von ungleicher Beschaffenheit; sondern die im Anfange des Melkens erhaltene Milch soll bedeutend weniger Butter oder Rahm, als die zuletzt ausgemolkene, enthalten. In sorgfältig abgerahmter Kuhmilch von 1,038 specifischen Gewichtes, fand Berzelius 0,9300 Wasser, 0,0280 Käse mit einer Spur von Butter, 0,0350 Milchsucker, 0,0017 salzsaures Kali, 0,00015 phosphorsaures Kali, 0,0060 Milchsäure, essigsaures Kali mit einer Spur milchsauren Eisens, 0,0003 erdige, phosphorsaure Salze. Gleich aber nach dem Kalben geben die Kühe eine besondere Art gelblicher, mehr dicker und flebriger Milch, Viees genannt, welche ein specifisches Gewicht von 1,075 hat, über dem Feuer schnell gerinnt und dadurch weißer wird, welche eine bedeutende Menge eines sehr gelben Rahmes abscheidet, der eine sehr gelbe, mehlig schmeckende, in der Siedhitze nach Egelb riechende Butter liefert. Der Viees geht leicht und schnell in Fäulniß über. Die Frauenmilch ist dünner, durchscheinender und süßer als die Kuhmilch, hat ein specifisches Gewicht von 1,029, wirkt mehr und weißeren Rahm auf, aus dem sich schwierig eine etwas weiche Butter absondern läßt, daher sie auch später sauer wird. Die Frauenmilch ist so dünn, daß sie beynähe den Mollen ähnlich sieht, enthält ein großes Verhältniß von Milchsucker, mehr Zieger als Käse, gerinnt daher bey der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre durch Säure nicht leicht. Da die Nahrungsweise des Menschen so äußerst verschieden ist, so zeigt auch die Menschenmilch von verschiedenen Individuen größere Abweichungen, als die jeder andern Thierart. Lebt die Frau bloß von animalischer Nahrung, so wird ihre Milch nie sauer; lebt sie bloß von Vegetabilien, so nähert sich ihre Milch mehr der Kuhmilch. Der Einfluß der Gemüths-affecte auf die Frauenmilch, welche ebenfalls gleich nach der Gebärung andere Eigenschaften, als längere Zeit hernach hat, ist bekannt. Bey Verabreichung der Thiermilch soll jede Mutter besonders darauf sehen, daß die Milch stets von ei-

nem und demselben Thiere, welches frisch an der Milch, jung, wohlgenährt, nicht trüchtig, nicht krank, oder kurz vor dem Melken durch anstrengende Arbeiten erhitzt und ermüdet seyn darf, genommen werde. Ferner muß das Thier immer eine gute, gleichmäßige Fütterung von gutem Grase oder süßem Heue, nicht aber Viertrebern, Kleyentrant u. dgl. Gespühlich erhalten; hinlängliche Bewegung in freyer Luft machen, zur Sommerszeit auf die Weide getrieben, niemahls aber zu starken, anhaltenden Arbeiten verwendet, und damit die Milch bey dem Melken keinen üblen Geschmack annehmen kann, die Zitzen und Gitter desselben stets rein gehalten werden. Während der Brunnzeit taugt weder die Kuh- noch Ziegenmilch zur Ernährung des Kindes; indem dieselbe in jener Periode verhältnißmäßig sehr dünn ist, und zum Sauerwerden besondere Geneigtheit besitzt. Daß die Milch von allen fremdartigen Zusätzen und schädlichen Verfälschungen völlig frey seyn müsse, wird Jedermann nach dem bisher Angeführten leicht begreiflich finden. Aus eben diesem Grunde wäre es allerdings am besten, wenn eine verlässliche Person bey dem Melken zugegen wäre, welche darauf zu achten hat, daß nicht etwa, was arglistige und betriegerische Leute öfters zu thun geneigt sind, in dem Gefäße, womit sie während des Melkens die Milch aufzufangen pflegen, schon zum voraus Wasser in größerer oder geringerer Quantität vorhanden sey. Man wird daher der Vorsicht gemäß handeln, wenn man von dieser Milch Morgens, Mittags und Abends die erforderliche Menge in eine gläserne Flasche, die mit einem ähnlichen Stöpsel wohl verschlossen wird, melken läßt. In dem Falle als man sich der Ziegenmilch zur künstlichen Auffütterung des Neugeborenen bedient, erfordert es die Vorsicht, um jeder eigennützigen Bevortheilung zu begegnen, das Thier zu sich in das Haus treiben, und in eigener Gegenwart melken zu lassen. Daß dieß jedoch, wenn Kuhmilch zur Ernährung des Kindes gewählt wird, nicht wohl thunlich sey, und auch nicht immer die Verhältnisse es gestatten; daß jemand Vertrauter bey jedesmaligem Melken zugegen seyn könne, dürfte selbst der schlichteste Menschenverstand sehr leicht einsehen. Man muß daher unter diesen Verhältnissen die Milch von Leuten zu erhalten suchen, von denen man überzeugt ist, daß sie sich keiner Verfälschungen bedienen, sondern dieselbe rein und lauter, so wie sie von der Kuh kommt, abliefern. Eben so hat jede Mutter besondere Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß die Milch niemahls in zinnernen, kupfernen, messingenen oder blechernen, sondern stets in irdenen, aus Steingut oder Porcellän verfertigten, nicht versirten Gefäßen aufbewahrt werde. Auf gleiche Weise verliert die Milch durch das Sieden und Kochen ihre natürliche Mischung, wie dieß der Geschmack derselben, ihr Verhalten bey dem Gerinnen u. dgl. deutlich genug zu erkennen gibt; es wird ihr dadurch folglich auch an Verwandtschaft zu den thierischen Säften, und somit Vieles an ihren wohlthätig wirkenden Eigenschaften und Bestandtheilen entzogen. Rohe, frisch gemolkene Milch biehet dem Kinde die beste und zweckmäßigste Nahrung in Ermangelung der Mutter- oder Ammenbrust. Ist die Milch bereits erkaltet, so soll dieselbe allmählich und nur so weit erwärmt werden, bis sie der Temperatur des menschlichen

Körpers gleichkommt. Wir haben bereits früher umständlicher dargethan, daß die Milch keiner Thiergattung jene günstigen Eigenschaften besitze, welche unter entsprechenden Umständen der, in den Brüsten der Mutter oder Amme enthaltenen völlig gleichkomme, und nach Verschiedenheit des Thieres auch in ihrem Mischungsverhältnisse von der Milch des menschlichen Weibes mehr oder minder sich entferne. In dieser Beziehung wird es daher unumgänglich gefordert, soll die Ernährung mittelst Thiermilch geschehen, dieselbe den kindlichen Verdauungsorganen durch Hülfen der Kunst mehr anzupassen, und sie der menschlichen ähnlicher zu machen. Da die Erfahrung unsere beste, sicherste Lehrmeisterin ist, an deren Hand wir unmittelbar zur unbestrittenen Überzeugung des Wahren, Guten und Nützlichen gelangen; so müssen wir uns auch in Hinsicht der künstlichen Ernährungsweise des Neugeborenen, werde dieselbe nun auf diese oder die andere Art eingeleitet, unabwieglich an ihre weisen Gesetze und belehrenden Vorschriften halten. Die vielfältigsten Beobachtungen und Versuche überführen uns von der unumstößlichen Wahrheit, daß die aus Kuhmilch gewonnene, reine Molke, das sogenannte Käsewasser, welches die feinsten nährenden Bestandtheile der Milch enthält, während der ersten Periode des Neugeborenen, die angemessenste Nahrung liefere.

(Der Beschluß folgt.)

Coster's Anwendung der Chlorine als Vorbeugungsmittel gegen Wuth- und Wiperngift.

Die Chlorine, ein Bestandtheil der Salzsäure, zerstört die vegetabilischen Farben, und nimmt Substanzen, sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche, wenn sie in Fäulniß übergegangen sind, ihren Gestank. Man benützt daher ihre Eigenschaften, um Flüssigkeiten zu entfärben, oder Ausdünstungen zu zerstören, die ein Gift in sich enthalten. Guyton de Morveau hatte Chlorinräucherungen zur Reinigung der Luft angewendet, und Hr. Labarraque hat in dem Chlorkalk und Chlornatron das Mittel gefunden, augenblicklich den Gestank jedes organischen, in Fäulniß übergegangenen Körpers zu vertilgen. Täglich wird diese Entdeckung auf die verschiedenartigste Weise benützt. Man bedient sich der Chlorverbindungen nicht allein, die Werkstätten der Darmseitenmacher, die Leichname in den anatomischen Sälen oder bey dem Ausgraben; ferner die Abtrittsgruben geruchlos zu machen, ehe man den Abtrittsfeger hinabsteigen läßt, sondern man wendet sie auch an, um Schiffe abzuwaschen, welche Patienten mit ansteckenden Krankheiten am Bord gehabt haben; ferner in den Spitälern, wo Faulfieber, Epidemien, Menschenpocken, Masern u. s. w. herrschen.

Man hat sich aber nicht auf diese Anwendungsarten beschränkt, sondern auch gefragt, ob die Chlorine in luftförmigem Zustande, und besonders frisch entbunden, wie man diese Luftart aus dem Chlornatron oder Chlorkalk erhält, nicht vorthellhaft angewendet werden könnte, um Ansteckungstoffe und Schlangengifte zu zerlegen, und ob sie nicht demnach als ein Vorbeugungsmittel gegen die

Zufälle angewendet werden könnte, die durch Einimpfung dieser Ansteckungstoffe, oder thierischen Gifte erzeugt werde. Man weiß, daß die Reinigungskraft der Chlorine von ihrer großen Verwandtschaft zum Wasserstoff herkommt. Diese Verwandtschaft findet in einem solchen Grade Statt, daß sie fast allen Körpern, mit denen sie in Berührung kommt, den Wasserstoff entzieht, um sich mit ihm schleunigst zu verbinden.

Von welcher Beschaffenheit nun auch der Ansteckungstoff und die thierischen Gifte seyn mögen, so sind es doch immer organische Erzeugnisse, in denen der Wasserstoff stets einen sicheren Bestandtheil ausmacht; und die anderen Bestandtheile sind Sauerstoff, Kohlenstoff, und wenn von animalischen Substanzen die Rede ist, Stickstoff. Wie aber auch nun die Verhältnisse dieser verschiedenen Elemente geordnet seyn mögen, so muß sich die Beschaffenheit und die Eigenthümlichkeit der Zusammensetzung augenblicklich verändern, wenn man einen einzigen der Bestandtheile theilweise oder gänzlich entzieht. Daraus geht hervor, daß, wenn die Chlorine dem Ansteckungstoff und den Giften einen Theil ihres Wasserstoffes entzieht, auch ihre Zusammensetzung, und folglich ihre Eigenschaften verändern müsse. Auf diese allgemein anerkannten Grundsätze hat sich Hr. Coster im Voraus gestützt, und ist dann zu den Versuchen übergegangen, die wir eben mittheilen wollen, und deren Resultate, wenn sie nicht bezweifelt werden dürfen, die größte Beachtung verdienen.

Wuthgift. Herr Coster hat wegen der Schwierigkeit, sich mit Wuth behaftete Thiere zu verschaffen, nur einen einzigen Versuch machen können. — Ein Hund, von einem andern gebissen, den man für wüthend hielt, wurde eingesperrt, um den Ausgang zu erwarten. Es traten auch wirklich die Erscheinungen der Wasserscheu ein. Sein Geifer wurde an fünf bis sechs Stellen zwey gefunden Hunden eingeimpft, außerdem wurden sie auch an mehreren Stellen von dem, mit der Wasserscheu behafteten Hund gebissen. Sechs Stunden nach der Einimpfung wurden alle Wunden des einen Hundes mit Chlornatron, in wenig Wasser aufgelöst, gewaschen. Die Auflösung wurde, um bis auf den Grund der Wunden zu dringen, mit einer Spritze eingebracht. Dem andern Hunde wurden seine Wunden nur mit reinem Wasser, ganz auf dieselbe Weise behandelt; nach sieben und dreißig Tagen brachen Zufälle der Wasserscheu bey letzterem Hunde aus, woran er starb; bey dem mit Chlorauflösung behandelten Hunde aber stellte sich keine einzige dieser Erscheinungen ein.

Obgleich nun bloß dieser Versuch mit seinem Gegenversuche vorliegt, kann man doch, wie Coster glaubt, daraus folgern, daß die Chlormaschinen bey Wunden, von wüthenden Thieren erzeugt, allen andern Mitteln vorzuziehen seyen: 1) wegen der bekannten Wirkung der Chlorine auf die Ansteckungstoffe; 2) weil Hr. Cluzel, und nach ihm Hr. Brugnatelli, Beobachtungen herausgegeben haben, welche den Nutzen der Chlorine für den Fall, von dem hier die Rede ist, zu bestätigen geeignet sind.

Ist nun schon die Chlorine von diesen Ärzten als nützlich anerkannt worden, so muß ihre Wirksamkeit im Zustan-

de des sich bildenden Gases, noch weit weniger zu bezweifeln seyn.

Sollte der Fall eintreten, daß man dieses Mittel an Menschen anwenden müßte, so gibt Hr. Coster den sehr vernünftigen Rath: die Chlorverbindung rein und concentrirt anzuwenden; nicht als ob ihre Wirksamkeit zweifelhaft wäre, sobald man sie mit ihrem doppelten oder dreysfachen Volumen Wasser verdünnte, sondern weil dieses nur eine leichte, nicht zu vernachlässigende Vorsicht ist.

Coster hat auch mit dem Viperengifte mehrere Versuche angestellt. Das Gift ist häufig an verschiedenen Stellen eingeimpft worden, und man hat alsdann Waschungen und Einspritzungen von gleichen Theilen Wasser und Chlorverbindung angewandt; es ist aber nie eine schlimme Erscheinung eingetreten. Hr. Coster gibt den Rath, bey vergifteten Wunden durch Viperenbiß an den Gliedmaßen, selbe ober der verwundeten Stelle zu unterbinden, um die Aufsaugung des Giftes zu verhindern, das dann von der Chlorverbindung nicht mehr erreicht werden könnte; besonders, wenn man dieses Mittel geraume Zeit nach geschäpener Verwundung in Anwendung bringt. In den meisten Fällen wird der herbeigekommene Arzt auch die Wunde erweitern müssen, um das Waschmittel bis auf den Grund desselben frey einwirken lassen zu können. Der Verfasser der Abhandlung bezweifelt die Möglichkeit nicht, daß dieses Mittel bey Verwundungen von Insecten und andern giftigen Thieren, mit demselben Erfolg angewendet werden könne.

Hr. Coster zieht aus seinen Versuchen und Beobachtungen, mit wüthenden und giftigen Thieren angestellt, noch eine practische Folgerung für die Gesundheitspolizey. Er wünscht nämlich, daß von Seite des Staates Vorräthe von Chlorkalk oder Chlornatron durch das ganze Reich in jeder Gemeinde, wie auch in den Gasthöfen an den Landstraßen niedergelegt werden möchten; damit man immer Hülfe bey der Hand habe, die ganz unnütz bleiben würde, sobald man sie von einem zu entfernten Orte beziehen müßte.

Wir müssen hier noch bemerken, daß der Verfasser sehr bestimmt darauf dringt, trotz seines Vertrauens zur Chlorine, niemahls die Erweiterung der Wunde, das Äußerste, wie überhaupt keines von den Mitteln zu vernachlässigen, welche geeignet sind, den Wirkungen des Wuthgiftes und der andern Gifte sich entgegenzusetzen, bis daß eine längere Erfahrung die Schutzkraft der Chlorine über allen Zweifel erhoben hat.

Pestkrankheiten *).

Ein Bericht des Hrn. Moreau de Jonnés an das conseil supérieur de santé zu Paris, theilt eine Anzahl von Thatsachen über den Ausbruch und die Fortschritte von pestartigen Krankheiten im Jahre 1829 mit. Wir heben folgende aus:

*) The literary gazette.

Die Pest. — Von dem Kriege im Osten begünstigt, erschien die Pest 1829 in mehreren Orten an der Küste des schwarzen Meeres. In dem Monate July suchte sie Varna, die Gegend um Odessa und einige russische Schiffe heim. Gegen Ende des August zeigte sie sich in Sebastopol, dem großen Seearsenal Russlands an dem schwarzen Meere; zwey um die Stadt herumgezogene Truppendcordons verhinderten ihre Ausbreitung in das Innere der Krimm.

Die Cholera. — Diese fürchterliche Geißel, welche zwölf Jahre lang alle Länder Asiens heimgesucht hatte, scheint 1829 ihre Kraft verloren zu haben. So war es noch in dem vorhergehenden Jahre. Im April erschien sie in Bengalen, und überfiel mit seltener Gewalt die militärische Besatzung und die Einwohner von Calcutta, Campur und Chittagong. Im Juny zeigte sie sich in Bombay, an dem andern Ende der indischen Halbinsel, und im October zog sie in Madras und der Umgegend ein. Von da ward sie nach Borneo gebracht, und überfiel die holländische Besatzung von Pontiana. Die größte Sterblichkeit herrschte in Calcutta. Ganze Dörfer wurden entvölkert, und in der Stadt starben mehrere öffentliche Beamte und viele der angesehensten Einwohner nach achtstündigem Krankseyn; Andere sogar schon nach zwey Stunden. —

Das gelbe Fieber. — Im Jahre 1829 dehnte das gelbe Fieber seine Verwüstungen über weniger Orte Amerikas aus, als gewöhnlich. Es zeigte sich nicht in Martique oder Guadeloupe in diesem Jahre. Die großen Antillen aber waren nicht so glücklich. Im April wüthete es in Port-Royal auf Jamaika. In den ersten zehn Tagen des May starben dreyszig Matrosen von dem „Magnificent“ daran. Im July herrschte es am Bord der Kauffahrteyschiffe auf der Rhede von Havana, und die Hospitäler waren mit Kranken gefüllt. Dennoch blieb die Insel Porto Rico, welche nur durch einen schmalen Kanal von Cuba getrennt ist, gänzlich frey davon. Neu-Orleans erhielt es im October von Havana, und es wüthete daselbst so arg, daß fast Alle starben, welche es befiel. Sechs Wochen lang starben täglich 25 bis 30 Personen in der Stadt; auf dem Lande in demselben Verhältnisse. Das ist die Folge von dem Mangel an Vorbeugungsmitteln, und die amerikanischen Zeitschriften behaupten, daß wegen dieser Nachlässigkeit die Bevölkerung von Neu-Orleans in zehn Jahren dreymahl erneuert worden sey.

unter dem Wasser gelegen hat, so ward Herr Ad. Devergie von dem Präfecten von Paris veranlaßt, alle in der Morgue niedergelegten Leichen zu öffnen. Es werden dahin bekanntlich Alle gebracht, die auf unbekannte Weise gestorben, oder todt in der Stadt oder Umgegend gefunden worden sind. Die Zahl derselben beläuft sich jährlich auf 300.

Nach vieler Mühe glaubt Herr Devergie Folgendes gefunden zu haben:

I. Von drey bis fünf Tagen. — Starrheit und Kälte des Körpers; keine Zusammenziehung der Muskeln durch electrischen Reiz; die Epidermis der Hände fängt an weiß zu werden.

II. Von vier bis acht Tagen. — Weichheit aller Theile; keine Zusammenziehung durch Electricität; natürliche Farbe der Haut; die Epidermis (Oberhaut) in den hohlen Händen ganz weiß.

III. Von acht bis zwölf Tagen. — Weichheit aller Theile; der Rücken der Hände fängt an weiß zu werden; das Gesicht ist bleicher als die Haut des übrigen Körpers.

IV. Gegen vierzehn Tage. — Das Gesicht leicht angeschwollen mit rothen Flecken; grünliche Farbe mitten auf der Brust; die Epidermis der Hände und Füße ist vollkommen weiß, und fängt an sich zu runzeln.

V. Gegen vier Wochen. — Das Gesicht roth, bräunlich; Augenlider und Lippen grün; die Brust rothbraun und grünlich; die Epidermis der Hände und Füße weiß, lose und gerunzelt.

VI. Gegen zwey Monathe. — Das Gesicht braun und aufgeschwollen; das Haar locker; die Epidermis an Händen und Füßen größtentheils abgelöst; die Nägel noch fest.

VII. Zwey und ein halber Monath. — Die Epidermis und Nägel der Hände abgelöst, eben so an den Füßen, — nur daß die Nägel noch fest sind; theilweise Verseifung der Wangen und des Kinnes.

VIII. Drey und ein halber Monath. — Zerstörung eines Theils der Kopfhaut, der Augenlider, der Nase; seifenartige Auflösung des Gesichts, des Nackens und Schooßes; Zerstörung der Haut; Verschwinden der Nägel.

IX. Vier und ein halber Monath. — Fast gänzliche seifenartige Erweichung des Fettes im Gesichte, am Halse, Schooße und an den Schenkeln; Zerstörung und Ablösung der Kopfhaut; nackter Schädel — alles zerreiblich.

Bestimmung der Zeit, welche ein Ertrunkener im Wasser gelegen hat *).

Da es bisweilen von der höchsten Wichtigkeit ist, so genau als möglich die Zeit zu kennen, welche ein Leichnam

*) Annales d'Hygiene publique.

M i s c e l l e.

Woher kommt das Wort „Pomade“? „Es gibt eine Salbe“ — sagt Gerarde — „aus Apfelmus, Schweinefette und Rosenwasser, welche man zur Verschönerung des Gesichts und zur Entfernung der rauhen Haut gebraucht, und in den Kaufmannsläden pomatum (Pomade) nennt — von den Äpfeln (Poma) woraus sie bereitet wird.“

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

58.

Wien, Mittwoch den 17. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächsl.

Welche Nahrung soll dem Neugeborenen in Ermangelung der Brust gereicht werden?

(B e s c h l u ß.)

Die Bereitung dieser Molke geschieht auf nachstehende Weise. Man lasse einen frischen, gehörig gereinigten Kalbsmagen durch zwey, längstens drey Stunden in gutem Weinessig liegen, blase denselben alsdann, ohne ihn jedoch vorher auszudrücken, so stark wie möglich auf, und trockne ihn an der freyen Luft wohl aus. Zur Erzeugung von beyläufig drey Seitel Molke, nehme man eine Maß abgerahmter und ungefottener Milch, und ein an zwey Zoll langes und einen halben Zoll breites Stück des, auf vorgeschriebene Art behandelten Kalbsmagens. Letzteres wird nun in einem irdenen oder porzellänenen Geschirre mit vier bis fünf Eßlöffel voll reinen Wassers begossen, und damit es sich erweiche, durch ein Paar Stunden zugedeckt gelassen. Hierauf gebe man es sammt dem wenigen, in der Schale befindlichen Wasser in die Milch, verschließe sorgfältig das Gefäß, und bringe dasselbe in einen warmen, aber damit die Milch nicht zu kochen beginne, auch nicht allzu heißen Ort; daher am besten auf die Herdstelle u. dgl. Nach Verlauf von längstens einer halben Stunde, kommt an der Oberfläche der erwärmten Milch eine käsichte Schicht, der Topfen, welcher zeitweise abgenommen werden muß, zum Vorschein. Die Milch hingegen bleibt so lange, als die freywillige Abscheidung der topfigen Bestandtheile vor sich geht, ruhig stehen; worauf sodann dieselbe in eine wässerige, weißgelbliche Flüssigkeit, die eigentliche Molke, welche durch ein dichtes, leinernes Tuch geseiht, und um das Sanerwerden derselben zu verhüten, an einem kühlen Orte aufbewahrt wird, allmählig sich umstaltet. Da aber nicht jeder Mutter immer so viel Zeit gegönnt ist, die Molke auf diese umständliche Weise zu erzeugen; so bleibt in solchem Falle nichts übrig, als den Neugeborenen die ungefottene, abgerahmte Kuhmilch mit hin-

reichender Menge Wasser vermischt, zu verabreichen. Während der ersten 14 Tage wird das Kind hinreichend genährt werden, wenn man ein Viertel Milch mit drey Vierteln Wasser verseht. In den nächsten vierzehn Tagen verbindet man alsdann ein Drittel Milch mit zwey Dritteln Wasser. Mit Anfang der fünften bis zur sechsten Woche nimmt man von Milch und Wasser die Hälfte, bis man endlich, aber niemahls vor Ende des zweyten Monats, zur reinen Milch ohne jedem Beyfuge übergeht. Indem hierbey jedoch die topfigen, schwer verdaulichen Bestandtheile der Milch nicht, wie es bey der Molke geschieht, ausgeschieden werden; so glauben die meisten Mütter und Kinderwärterinnen die Milch durch Zusatz von Fenchel- oder Sternanis- (Badian-) Aufgüssen, indem ersterer noch in besonderem Maße specifischer Wirksamkeit zur Abtreibung von Blähungen steht, oder durch Beymischung einiger Löffel Zimmt- oder Melissenwassers den schwachen Verdauungskräften des Neugeborenen besser anzueignen. Überhaupt hegen viele Mütter und Kinderwärterinnen, einem grundlosen, tief gewurzelten Vorurtheile zu Folge, die Meinung, daß der Genuß jeder Gattung Thiermilch, wenn sie bis zum Vortreten der Zähne ununterbrochen dargebothen wird, das Kind außerordentlich verschleime. Allein, wenn wir bedenken, daß der Neugeborene ausschließlich von der Mutterbrust genährt wird, und das zahllose Heer der Säugethiere an den mütterlichen Zitzen sehr wohl gedeiht, so wird es dadurch klar, daß den steten Genuß der Milch niemahls der erwähnte Vorwurf treffen könne. Nur wenn durch fremdartige, erregende Getränke, wie Thee, Kaffee; und durch Vermischung der Milch mit allerley Kräuter- und Aufgüssen, so wie durch Darreichung verschiedener Arzneystoffe, die naturgemäße Verrichtung der, zur Verdauung erforderlichen Werkzeuge gestört, und ihnen das Vermögen, die reine, nährenden Milch ohne reizende Zusätze in gesunde Säfte zu verwandeln, benommen worden ist, stellen sich bey Kindern, wie bey Erwachsenen, Verschleimungszufälle ein. Unter diesem Verhältnisse

besteht aber nicht in der Milch, sondern in der regelwidrigen, das einfache Wirken der organischen Natur durch fremdartige Substanzen störenden Ernährungsweise, der nächste und eigentliche Grund der krankhaften Schleimerzeugung. Der thörichte Unsinns einer übel verstandenen Ernährungsweise der Neugeborenen, welcher den supercultiivirten Menschen weit von der ebenen Bahn der einfachen Natur verdrängt, und in den Kinderstuben seinen mächtigsten Anhang findet, hält es für platte Unmöglichkeit, die Kinder bey dem bloßen Genuße der reinen Kuhmilch aufzufüttern, und wähnt, daß dieselben unvermeidlich erhungern müßten, wenn ihr kleiner Magen nicht mit einem kleisterähnlichen Mehlskoche angestopft würde. Indessen beweisen vielfältige Erfahrungen, daß die Milch einen ungleich größeren Antheil nähren, als das Mehl enthalte, und die zahllose Menge der Säugthiere, vom unansehnlichen, scheuen Mäuschen bis zum riesenhaften, verständigen Elephanten, bestätigen durch ihr körperlich zunehmendes Gedeihen die Nahrungskraft der Milch, und somit auch die zweckmäßige Anwendung derselben zur künstlichen Auffütterung neugeborner Kinder. In Milch, und in nichts weniger noch mehr als Milch, bestehe daher bis zum bereits schon vorgeschrittenen Zahndurchbruche die einzige, aber auch zuträglichste Nahrung des Kindes. Was das Zusetzen des Zuckers, um die Nahrung für den Neugeborenen schwächer und angenehmer zu machen, oder die Darreichung verschiedener Leckereien betrifft, so geht das Unnütze dieses Verfahrens schon aus der beschränkten Entwicklung der Geschmacksorgane des Kindes deutlich hervor. Abgesehen davon, daß die Kleinen, sobald sie einmahl an den süßen Geschmack des Zuckers gewöhnt sind, nichts mehr ohne dessen Beymischung genießen wollen; so nehmen dieselben, von seinem lieblichen Wohlgeschmack gereizt, nicht selten zu viele Nahrung zu sich, wodurch wegen Überfüllung des Magens, bey der Schwäche und Zartheit der kindlichen Verdauungsorgane, nur zu oft die gefährlichsten Übel herbeigeführt werden. Da nämlich der Zucker im Grunde bloß ein süßlich schmeckendes Salz ist, dem bey leichter Auflöslichkeit eine vorzügliche Neigung, in saure Gährung überzugehen, zukommt; so darf man sich auch nicht im Geringsten wundern, wenn der Neugeborene nach dessen Genuß von Störungen in der Verdauung, vorzüglich Blähungen, Aufstoßen, saurem Erbrechen, Durchfall u. dgl. heimgesucht wird. So wie die Thiermilch für sich das zuträglichste und hinreichende Nahrungsmittel ist, welches jedes andere völlig entbehrlich macht; so bringen alle vorne erwähnten, bey der künstlichen Auffütterung noch fast allgemein gebräuchlichen Nahrungsmittel um so bedeutenderen Schaden, wenn sie nicht jedes Mahl frisch gekocht, sondern stundenlang an der warmen Herdstelle oder in der Ofenröhre stehen bleiben, oder mehremahl nach einander aufgewärmt; ferner wenn dieselben brennend heiß, oder zu kalt, und nicht nach gewissen Zwischenräumen, nämlich so oft als die Mutterbrust, gereicht werden. Um der Milch die gehörige Temperatur mitzutheilen, gieße man jedes Mahl, wie oben nach dem verschiedenen Alter bestimmt wurde, die geforderte Menge von lauem Wasser in die unabgekochte kalte Milch, oder halte das Gefäß, worin sich die auf einmahl zu verab-

reichende Quantität derselben befindet, in helles Wasser, wodurch die Milch den hinlänglichen Wärmegrad erhält; denn es wirkt nicht leicht etwas so nachtheilig auf die Gesundheit des Neugeborenen, als kalte Nahrungsmittel — indem dadurch die Verdauung gestört, Leibschmerzen, Durchfall, Fraisen u. dgl. begründet werden.

Zur Beymischung ist aber das, aus stehenden Brunnen geschöpfte Wasser, das sogenannte Seichwasser, das wegen seines größeren Antheiles salpetriger Theile die Verdauung beeinträchtigt, und leicht Durchfälle veranlaßt, niemals zu verwenden; oder man siede dasselbe in Ermangelung reinen Quellwassers, um die nachtheiligen Bestandtheile zu entfernen, vorher ab. Was die Menge der, in der ersten Lebenszeit dem Neugeborenen zu verabreichenden Nahrung anbelangt; so kann man sich doch leicht denken, daß derselbe, da er Anfangs beynähe immer schläft, und seine Verdauungsorgane noch sehr klein sind, nur sehr wenig Nahrung bedürfe. Drey bis vier Eßlöffel voll Milch reichen völlig hin, das neugeborne Kind auf einmahl zu sättigen; und man wird daher während der ersten vierzehn Tage mit kaum einem Seitel Wiener Maß, durch vier und zwanzig Stunden zur Ernährung desselben füglich auslangen. Zu jener Zeit, nämlich von der fünften bis zur sechsten Woche, als mit dem gradweisen Zunehmen der Verdauungskräfte von Milch und Wasser gleiche Theile genommen werden sollen, kann man auch dem Kleinen fünf, sechs, sieben bis acht Eßlöffel voll auf einmahl darreichen; wo dann das Kind bis gegen Ende des achten oder neunten Monats drey und wohl auch mehrere Seitel verträgt. Es gibt viele Mütter und Kinderwärterinnen, welche den Neugeborenen für den Genuß der, bey der künstlichen Auffütterung verabsfolgten, ihrer Meinung nach zu wenig nährenden Stoffe, vorzüglich der Kuhmilch, bloß für sich allein dadurch schadlos zu halten suchen, daß sie ihm dieselben in größerer Quantität, jedoch nicht wenn er hungert, sondern so oft es ihnen einfällt, darbieten. Wie einseitig und schädlich dieß Verfahren sey, wird Jeder um so leichter einsehen, wenn er bedenkt, daß, da gleich nach der Geburt die kindlichen Verdauungsorgane nur sehr zart und klein sind, dadurch immer Störungen in der Verdauung herbeigeführt werden müssen, und auch die erste Muttermilch nur sehr dünne, wässerichte, und wenig nährnde Bestandtheile enthält.

Diätetische Streifzüge durch Wien.

Von Jean Charles (Braun von Braunthal).

III.

Spectakel.

Spectakel! Welch ein Wort! Der sitt'ge Deutsche, Gesungen von der Natur, erfand es nicht; Der Römer gab dem Gallier Spectakel Und dem Germanen — blut'ge Spiele erst, Und groß und kurz; und als er nicht mehr spielte, Da sing bey uns erst das Spectakel an.

Das Schönste an des Himmels liebem Jüngling,
Am schönen Menschen, ist das schöne Auge.
Was herrlich heißt im Reiche der Natur,
Im weiten Umkreis dieser Erdenwelt:
Die Silberfluth des unermessnen Meeres,
Das tiefe Blau der reinen Sternennacht,
Die Lieblinge der Lüfte, uns're Blumen;
Noch mehr, des Menschen eigene Gestalt
Im Bild der lieben Seinen und des Freundes,
Und wie sie heißen all' die tausend Formen
Der reichen Erde für den Sterblichen:
Durch's Auge zieh'n sie ein in uns're Seele,
Durch's Auge sind sie unser Eigenthum.
Ach! und dieß Auge, dieses Himmelsgut,
Es gibt sich leider her auch zum Spectakel.
Nicht sehen will der Mensch, der nimmersatte,
Nicht seh'n allein — denn was er sieht, ist Schauspiel;
spiel;

Genießen nicht allein mit seinem Auge,
Was er genießt mit Blicken, ist noch Schauspiel —
Auch essen will er mit dem Auge, so
Verzehren mit dem zarten Seelenmunde,
Heißung'rig wie's sein starker Magen thut;
Schauspiel ist nichts, mehr will er: ein Spectakel.

Das erste Lied des ersten Sängers war
Ein Lied zum Preise der Unsterblichkeit;
Drey Saiten stimmten sanft erklingend ein;
Doch trafen sie die tausend Saiten all',
Die hundert Herzen, die entzückt da lauschten
Im frischen Hain, von Himmelsblau umlacht.
Das zweyte Lied belohnte schon ein Volk,
Und Absicht schloß bereits den Hörerkreis;
Das dritte scholl vom Thespis Karren nieder,
Und der durchzog Spectakelnd drauf die Welt.
So ging es fort, bis die Arenen standen
Und hundert Elephanten bluteten;
So ging es fort, bis römische Verschwender
Zur Pöbelslust in Bacchanalien
Um das Spectakel selbst den Purpur schlangen.
Das Zeitrad, das der Esel des Geschmacks
Mit tragem Schritt stets um sich dreht,
Pumpt die Vergangenheit gemächlich aus,
Was trockne Egoisten übergießend,
Und was von dem Canale aufwärts kommt,
Und über uns als Sturzbad niederträuft:
Die Immortellen aus der Arthurzeit,
Antike Scherben, Farbenbeutel, Rollen
Von Pappirus, Gladiatorenfäuste,
Haubegen, sitt'ge Nieder, Mandolinen,
Ottaverimo, Kinderfinger, Zähne
Des Mammuth, ungewöhnlich treue Herzen,
Et cetera — wir fangen's gaffend auf,
Und machen draus, wenn's nöthig, ein Spectakel.
Das Aug' verdirbt, triff't's ewig gresles Licht,
Wir decken's unwillkürlich mit der Hand;
Das Aug' der Seele aber sagt, wer schon't's?

Bedeckt es schützend jemahls die Entsagung?
Nein, sondern rastlos schleppt man's hin,
Wo tausend Strahlen seinen Stern durchbohren,
Abstumpfend so die Neghaut des Geschmacks.
Entzückt dich jetzt das silberne Geschmeide,
Du findest morgen schlecht das goldene,
Zum plumpen Eisen kehrst du dumm zurück;
Erhob ein Palästrina dich zu Gott,
Du findest morgen traurig noch Rossini,
Spontini's Sturm dünkt dir ein Säuseln noch.
Das deutsche Weib mit deutscher Zärtlichkeit,
Es muß französische Scandale lesen,
Um dich zu fesseln, du Spectakelmensch!
Und also stürmst du los auf deine Sinne,
Bis all' dein Wesen grell ist umgekehrt,
Das Aug' den Weg zur Seele nicht mehr findet,
Und außen bleibt, und sich an's Außen bindet.

Medicinische Ansicht über Gespenster und Erscheinungen *).

Als der berühmte englische Dichter Coleridge einst von einer Dame gefragt wurde, ob er an Geister glaube, antwortete er: „Nein, Madame! Ich habe deren zu viel gesehen.“ So paradox, als dieß anfänglich scheinen mag, so viel Verstand und Sinn liegt doch darin. Wer hat nicht mit Schauder und behebendem Herzen das Krächzen der Raben und den Flügel Schlag derselben an den verschlossenen Fensterladen, das dumpfe, eintönige Heulen der Hunde und das eigenmächtige, unwillkürliche Ertonen der Klingeln, wenn eine geliebte Person zwischen Tod und Leben schwebte, gehört? Unsere einfachen Vorfahren schrieben diese ängstlichen Anzeigen einem übernatürlichen Einflusse zu; wir aber in unserer erleuchteten Zeit wissen wohl, daß sie von rein physischen Ursachen abhängen, und des Einschreitens des Bösen oder irgend eines Gespenstes nicht bedürfen. Wenn das Leben scheitert, oder selbst oft bey manchen, nicht eben tödtlichen Krankheiten, haucht der thierische Körper ein stechendes Gas aus, welches die scharfen Geruchsnerven des Hundes und Rabens augenblicklich empfinden. Derselbe feine Stoff verursacht, wahrscheinlich durch irgend einen electrischen Prozeß, das Ertonen der Klingeln, und ein lautes Zufallen oder Öffnen der Thüren. So lösen sich diese „außerordentlichen, bangen Töne“ in ein wenig Chemie auf, und finden ihre Entstehung in — Gas.

Lucretius griff die allgemeine Vorstellung von Geistern dadurch an, daß er behauptete, es seyen nicht Geister, die von den Wohnungen der Todten zurückkämen, sondern weiter nichts, als dünne Häutchen oder Membranen, die von allen Körpern abgeworfen würden, wie die Häute der Schlangen und anderer Reptilien.

Die sonderbare Meinung herrschte unter den Epikuräern, und ward in Europa um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wieder aufgewärmt. Sie hatte ihren Ur-

*) Fraser's Magazine Nr. VII.

sprung in der Palingenesiß, oder Wiedererstehung der Pflanzen, einem gewissen — Sir Kenelm Digby, Kircher, Scott, Gaffarel, Vallemont u. s. w. bekannten Geheimnisse. Die Palingenesiß ward also vollbracht: eine Pflanze ward ausgewählt, zerquetscht und verbrannt, die Asche davon gesammelt, und das Salz, das sich durch die Calcination erzeugt, sorgfältig ausgezogen. Dieses Salz ward dann in eine Phiole gethan, und mit besondern Stoffen, die man nie erfahren hat, gemischt. Die dadurch entstehende Zusammensetzung hatte eine bläuliche Farbe, und ließ sich leicht pulvern. Dieses Pulver ward einer sanften Wärme ausgesetzt, wodurch die Theilchen in Bewegung kamen, nach und nach emporstiegen, und einen Stamm, Blätter und Blüthen, oder mit andern Worten, eine Erscheinung der Pflanze, die verbrannt worden war, bildeten. Sobald als die Wärme nachließ, fiel auch die Gestalt der Pflanze wieder zusammen. Wurde das Pulver von neuem erwärmt, so stieg auch der Pflanzenphönix wieder auf u. s. f.

Der Metaphysiker Kircher suchte nach dem Grunde dieses berühmten, mit der Asche der Rose angestellten Experiments. Er bildete sich ein, die Samenkraft jeder bekannten Substanz sey in deren Salze enthalten. Dieses Salz sey in der Asche der Rose verborgen. Wärme bringe es in Bewegung. Die Theilchen des Salzes würden schnell sublimirt und nähmen endlich in der Phiole ihre natürliche Stellung an. Aus diesem Versuche gehe klar hervor, daß die Salztheilchen eine Neigung besäßen, dieselbe Ordnung in der Stellung zu beobachten, wie in der lebenden Pflanze. So z. B. stellte sich jedes Salztheilchen, welches sich vorher in dem Stamme des Rosenzweiges befunden, in die entsprechende Lage in der Phiole; die andern folgten demselben Einfluß, und so entsiehe zuletzt das Bild dieser ganzen Pflanze.

Nach der Beendigung dieser Erklärung war es ziemlich leicht, sie auch auf den Volksglauben an Geister anzuwenden. Sobald ein Körper der Erde übergeben sey — meinte man — entwichen durch die Fäulniß die salzigen Theilchen, woraus er zusammengesetzt sey; diese Theilchen nähmen, wie in dem Falle mit der Rose, ihre relative Form wieder an, die sie im lebenden Körper inne gehabt, und so entsiehe „eine schreckliche Erscheinung, groß und geistig erhaßt,“ die Teden, außer einem Palingenesisten, erschrecke und versteinere!

Ein Zufall brachte die Alchemisten auf diese außerordentliche Entdeckung. Drey derselben, die den Stein der Weisen suchten, hatten etwas Staub von der Kirche des heiligen Innocenz zu Paris erhalten. Während sie die kostbare Erde sorgfältig destillirten, bemerkten sie mit einem Male in ihren Retorten menschliche Miniaturgestalten, und sie stellten ihre Arbeiten deßhalb sogleich ein. Ein so wunderbares Ereigniß kam bald auch zur Kenntniß der Academie von Paris, welche

unter der Begünstigung Ludwigs XIV. die Sache mit großem Ernst aufnahm. Das Resultat der gelehrten Arbeiten und Untersuchungen darüber ist gewissenhaft zum Nutzen der Menschheit in den *Miscellaneis Curiosis* aufbewahrt.

Mit etwas wenig physischen und metaphysischen Kenntnissen können wir jetzt mehr Gespenster, Gnomen u. s. w. bannen und vertreiben, als irgend ein Magier oder Zauberer der alten oder neuen Zeit, von Zoroaster, Mägis und Merlin bis auf Michael Scott und unsere neuesten Taschenspieler herab.

Daß Leute, die allen Glauben verdienen, Geister, Gespenster, oder wie sie es nennen mögen, gesehen haben, ist eine Thatsache, die nicht bestritten werden kann. Die Gestalten tochter und abwesender Personen sind gesehen, und ihre Stimme gehört worden von Personen, an deren Wahrhaftigkeit wir weder Grund noch Recht haben zu zweifeln. Die Erscheinung des Geistes, die man von Brutus, und der Furie, die man von Dion erzählt, ist keine Fabel; Beide sahen sie, sprachen mit ihnen, hörten sie sprechen, und waren überzeugt von ihrem Daseyn. Der berühmte Fall von dem gelehrten Buchhändler Nicolai in Berlin, und die Geister der „Seherinn von Prevorst“ sind zu bekannt, als daß wir daran zu erinnern brauchen; eben so aber, daß diese Geister theils aus dem Gehirne, größtentheils aber aus dem — Magen kommen.

M i s c e l l e n .

Wider die Fliegen. Die folgende ganz einfache Art, zu verhüten, daß sich Fliegen auf Gemälde, Meubles u. s. w. sehen, ist durch viele Versuche bestätigt worden: man lasse ein Bündel Lauch fünf bis sechs Tage in einem Eimer voll Wasser liegen, und wasche dann die Gemälde u. s. w. damit; die Fliegen kommen nie an ein mit solchem Wasser gewaschenes Hausgeräthe.

Wein ohne Eis und Schnee abzukühlen. Diese künstliche Kälte beruht auf der schnellen Auflösung irgend eines Salzes, das viel Krystallisationswasser in sich enthält. Das gemeine Glaubersalz dient wegen seiner Wohlfeilheit am besten dazu, Kälte mitten im Sommer hervorzubringen; und es bringt den Wein 50° tiefer in der Temperatur, als er in den Kellern gewöhnlich zu stehen pflegt. Man nehme dazu 2 Unzen, 1 Drachme und 1 Scrupel Glaubersalz; 1 Unze und 1 Scrupel unverdünnte Schwefelsäure (Vitriolsäure) und 5 Drachmen, 1 Scrupel und 13 Gran Wasser. Dies Verhältniß muß streng beobachtet werden, weil die geringste Abweichung davon eine große Verschiedenheit in dem Resultate hervorbringt. Zuerst mische man die Schwefelsäure und das Wasser zusammen, und warte, da dadurch eine ziemliche Wärme entsteht, bis es sich wieder abgekühlt hat. Ist dies geschehen, und nur dann erst, röße man das Glaubersalz zu Pulver, aber so schnell als möglich, und schütte es in die Mischung hinein, die dadurch bald sehr kalt werden wird.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

4 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

59.

Wien, Samstag den 20. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächf.

Bemerkungen über die Hörröhre.

Von Dr. Stard.

gemacht bey Gelegenheit, als Dr. Négrier eine neue und verbesserte Art Hörrohren der königl. Academie der Arzneywissenschaften zu Paris vorlegte.

Die Heilung der Gehörkrankheiten ist gewiß einer derjenigen Theile unserer Wissenschaft, über die es auch gar sehr an Aufklärungen gebricht. Allein noch ungenügender, als die meisten gegen Taubheit angewandten Curmethoden, sind die mechanischen Mittel, durch welche man nach den Grundsätzen der Physik dieses Gebrechen zu erleichtern sucht. Wie groß diese Lücke in der Wissenschaft sey, leuchtet vorzüglich ein, wenn man bedenkt, um wie viel mehr die Physik und Heilkunde für einen andern unserer Sinne, das Gesicht, zu leisten vermag. Man bedenke nur, wie viel der Gehörsinn an Werth für den Menschen gewinnen würde, wenn man ihn durch Instrumente unterstützen könnte, die für ihn dasselbe leisteten, was Telescope und Microscope für den Gesichtssinn; so, daß also die Töne auf viel weitere Entfernungen hörbar, und viel genauer vernommen würden. Welches ungeheure neue Gebieth wäre in dieser Beziehung noch für den Genuß des Menschen, und die Forschungen seiner Denkkraft zu entdecken!

Ohne jedoch von der Wissenschaft oder von dem Zufalle eine so wunderbare Entdeckung erwarten zu wollen, könnte man wenigstens wünschen, daß die mit der Physik vertrauten Ärzte dem Gehörsinn irgend einen Apparat liefern, der denselben in seinen geschwächten Functionen unterstützen, und für den Tauben dasjenige werden könnte, was concave oder concave Brillen für den Fern- oder Kurzsichtigen sind. Dieß ist das Problem, welches sich bey dem Studium der Gehörkrankheiten dem Arzte aufdringt, und die Lösung desselben war mein Zweck, als ich diese Gebrechen zum Gegenstande meiner Betrachtungen machte, und darüber ein Werk herausgab.

Was ich über den Gegenstand, der mich hier beschäftigt, schon vor mehreren Jahren geschrieben habe, will ich hier nicht wiederholen, wohl aber darlegen, durch welche Inductionen und späteren Versuche ich zu der Überzeugung gelangt bin, daß dieses Problem unauflöslich sey, und daß ich die Hoffnung, welche ich in Bezug auf diese Art Instrumente gehegt, sehr herabstimmen müsse. Dieß wird eine ziemlich lange Einleitung zu der Untersuchung der Hörröhre des Hrn. Négrier bilden; doch hoffe ich, daß man wegen der Neuheit des Gegenstandes die weitläufige Behandlung einer so trockenen Materie entschuldigen werde.

Ich habe schon vor langer Zeit nachgewiesen, daß ein großer Theil der sogenannten Taubstummen, die Fähigkeit zu hören besitzt, daß aber deren Gehör nicht bloß schwach, sondern auch lückenhaft ist; so, daß sie nur eine gewisse Anzahl von den Tönen der Stimme deutlich hören, während die übrigen, je nach den Individuen, mehr oder weniger gar nicht im Ohre vernommen werden. Als ich vor einigen Jahren an dem, im königl. Taubstummensinstitute befindlichen Halbtauben dieser Art die Wirkung einer großen Menge von Hörrohren probirte, fand ich, daß diejenigen Töne, welche bey, in der Nähe des Ohres verstärkter Stimme von diesen vernommen wurden, mittelst des Instruments aus einer größern Entfernung und leichter zur Perception gelangten, während dagegen diejenigen Töne der Stimme, die ohne Hörrohr unter günstigen Umständen nicht gehört werden, durch dieses Hülfsmittel eben so wenig vernommen werden konnten.

Demnach war dieses Instrument immer nur ein Mittel, die Stimme aus einer weiteren Entfernung hörbar zu machen, nicht aber den Gehörsinn zu vervollständigen. Diese Versuche geben darüber Aufschluß, warum unter den Taubstummen selbst die, welche am meisten hörten, immer eine Abneigung gegen die Hörröhre zeigten. Allein, warum unterstützt dasselbe Instrument dennoch andere Harthörige, zumahl alte Personen, selbst wenn deren Harthörigkeit stär-

Der ist, als bey manchen, denen dieses Gebrechen von der Geburt an zu Theil geworden. Läßt sich dieser Unterschied zwischen der angeborenen und zufälligen Taubheit als constant aufstellen? Die Erledigung dieser Frage ließ sich nur von der genauen Darlegung der Wirkungsart der Höröhre erwarten. Um mir hierüber Licht zu verschaffen, stellte ich an einer großen Anzahl von zufällig Tauben jeden Alters und Grades, dieselben Versuche mit denselben Instrumenten an, wie mit den Taubstummgeborenen, und fand, daß $\frac{1}{2}$ nach Art der letzteren harthörig waren, d. h. daß deren Gehör nicht nur schwach, sondern auch lückenhaft war, und das Ohr aus größeren oder geringeren Entfernungen immer nur eine große Anzahl von Tönen der Stimme deutlich vernahm. Den Harthörigen dieser Art halfen die Hörrohre zu weiter nichts, als daß sie diejenigen Töne, welche in ihrem Ohre noch zur deutlichen Perception gelangten, aus einer etwas größeren Entfernung hören konnten. Merkwürdig war hierbey, daß fast alle Harthörigen dieser Art es im jugendlichen Alter, oder wenigstens vor dem 40. Jahre geworden waren. Das letzte Drittel dagegen bestand aus Harthörigen, welche meistens im höheren Grade taub waren, aber dabey die merkwürdige Verschiedenheit darbothen, daß ihr Gehör alle Töne der Stimme gleich gut vernahm, wenn sie nur mit einer, der Intensität des Übels angemessenen Stärke ausgesprochen wurden. Diese Classe von Tauben, welche fast bloß aus alten Leuten bestand, bediente sich der Höröhre mit Vortheil; indem diese alle Theile der Stimme trennend und verstärkt zu dem Gehöre fortpflanzten. Dieser Vorzug läßt sich, meiner Ansicht nach, ziemlich leicht erklären: Harthörige dieser Art brauchen, um deutlich zu hören, nur intensive Töne, und diese Verstärkung wird durch das Mißklingen (die Resonanz) des Hörrohrs erhalten. Bey den andern Harthörigen macht dagegen das Ohr an dieses Instrument Anforderungen, denen kein Instrument entsprechen kann, daß es ihm nämlich die Fähigkeit, gewisse Arten von Tönen zu hören, wiedererstatte solle. Jene, von mir angestellte Vergleichung der Harthörigkeit mit der Kurzsichtigkeit hält also nicht Stich; denn es besteht zwischen diesen beyden Gebrechen des Gehör- und Gesichtssinnes der große Unterschied, daß, wenn der Kurzsichtige die Gegenstände seinem Auge gehörig nahe bringt, er sie rückfichtlich der Form und Farbe vollkommen eben so deutlich sieht, als der scharfsichtigste Mensch; während die meisten Harthörigen, wenn sie sich in der geringsten Entfernung von den tönenden Körpern befinden, nur einen Theil der Töne vernehmen, und die übrigen errathen müssen. Wenn man daher auch annimmt, daß die Physik einst Hörinstrumente erfände, welche verhältnißmäßig eben so vollkommen wären, wie die, welche der Gesichtssinn dieser Wissenschaft verdankt; so bleibt es doch leider gewiß, daß die meisten Tauben oder Harthörigen nichts, oder sehr wenig dabey gewinnen würden, so wie ein Fernrohr oder Microscop einem Menschen, der am beginnenden schwarzen oder grauen Star leidet, sehr wenig helfen würde.

Bey dem, was ich so eben über die Wirkung der Höröhre gesagt, habe ich mich darauf beschränkt, sie in Bezug auf die Fortpflanzung der durch die Stimme articulirten Töne, nicht aber derjenigen zu betrachten, welche von den tönenden

den Körpern im engeren Sinne ausgehen, und entweder das, was man Musik, oder das, was man Geräusch nennt, hervorbringen. Zwischen diesen, und den durch das Sprachorgan modificirten Tönen, ist ein auffallender Unterschied, dessen Darlegung uns hier zu weit führen würde. Doch will ich hier bemerken, daß man in einen großen Irrthum verfallen würde, wenn man von den Vortheilen, die ein Harthöriger in Bezug auf das Vernehmen von Musik oder Geräusch, durch den Gebrauch des Hörrohrs erlangt, auf diejenigen schließen wollte, welche es ihm zum Verstehen der Sprache leisten würden. Denn die Perception der articulirten Töne ist durch weit zusammengekehrtere Umstände bedingt, als die der unarticulirten. So wird es z. B. einem richtigen aber harten Gehör weit leichter, den Ton d von dem Tone e zu unterscheiden, als den Unterschied zwischen den Sylben pa und ba zu bemerken; da jene Töne sich auf verschiedenen Höhen der Tonleiter befinden, während diese eintönig, und nur durch eine leichte Modification durch die Lippen verschieden sind. Um so leichter kann das Gehör die verschiedenen Modificationen des Geräusches vernehmen, und sich gegen dasselbe sogar ziemlich empfindlich zeigen (wie man es bey manchen selbst angeborenen Arten von Taubheit bemerkt), und dennoch unfähig seyn, die sämmtlichen Elementartöne der Sprache zu unterscheiden. Über diese sonderbaren Anomalien der Taubheit müßte ich mich ziemlich weitläufig aussprechen, um die physiologische Theorie der acustischen Instrumente beleuchten zu können. Übrigens lassen sich aus diesen wichtigen Betrachtungen Folgerungen herleiten, die zur gehörigen Würdigung einer Thatfache, nämlich der Heilung zweyer Taubstummgeborenen, welche Heilung ich seit länger als einem Jahre angekündigt habe, nöthig seyn dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Orientalische Gebräuche und Meinungen.

Die Muselmänner ziehen edle Steine dem Metalle zu ihren Siegelringen vor. Gold zeigt, nach ihrer Meinung, den von Mahomed verbotenen Luxus an, und Eisen brachten sie (aber warum? weiß Niemand) als die Quelle der Unreinigkeit und Befleckung. Trotz dem aber haben sie gern eine große Menge Goldmünzen, und bedienen sich des Eisens zu Waffen und allerhand Geräthschaften. Einigen edeln Steinen schreiben sie wunderbare Kräfte zu. Der Rubin z. B. stärkt das Herz, und schützt gegen die Pest und den Bliß; der Smaragd gilt für ein vorzügliches Specificum gegen den Biß der Schlangen; der Diamant heilt Kollern u. s. w. Diese lächerlichen Meinungen und Vorurtheile sind unter Nationen des Ostens verbreitet, und bilden Einen der tausend Beweise von ihrer Unwissenheit. Menschliche Gestalten, oder selbst Thierbilder sieht man nie auf diesen geschnittenen Steinen. Mahomed verbot, wie der jüdische Gesetzgeber, die Abbildung von Allem, was athmet, und eine Seele hat. Aber die muselmännischen Künstler wissen dafür ihr Talent an den Ausschmückungen zu zeigen, mit denen sie arabische Buchstaben umgeben, und herauspugen. Auch die

Pflanzen und Blumen, deren sich die östlichen Völker zu einer eben so ausdrucksvollen, als angenehmen Sprache bedienen, wissen sie sehr schön darzustellen. Der Gebrauch von Petschaften, Ringen und Ohrringen ist im Osten sehr alt. Das älteste Buch in der Bibel beweiset, daß schon zur Zeit der Patriarchen der Ring das Zeichen unumschränkter Macht war. Als Pharao einen Theil seiner Macht auf den Sohn Jacobs übertrug, steckte er ihm einen Ring an den Finger *). Heute noch unterzeichnen die Muselmänner keineswegs so oft als wir, ihre Nahmen auf wichtigen Papieren; der Abdruck ihrer Siegelringe gilt dasselbe. Statt Abbildungen von belebten Wesen oder heraldischen Gegenständen, haben die Siegelringe und fast alle geschnittene Steine im Osten Aufschriften, vorzüglich aus dem Koran, bisweilen aber auch aus irgend einem beliebigen Dichter.

Da der Muselman, ohne das Gesetz zu übertreten, der dem Menschen so natürlichen Neigung, auf ein festes und dauerhaftes Material die flüchtigen Scenen des Lebens, oder die Träume, die seine Phantasie füllen, nicht huldigen, die Gedanken, welche ihn am meisten beschäftigen, nicht durch emblematische Gestalten ausdrücken darf; so mußte er, um seine Ideen, seine Gefühle kund zu geben, zum Schreiben seine Zuflucht nehmen. Deshalb bedecken Inschriften die Wände der Moscheen, inwendig sowohl als auswendig, die Mauern aller öffentlichen Gebäude und Palläste. Vorzüglich berühmt sind die an den Hallen, Bädern, Fontainen und Sälen des alten prachtvollen Alhambra, des unnachahmlichen Gebäudes und ewigen Zeugnisses von dem Genius der Mauren.

Uberglaube ist der unzertrennliche Begleiter übertriebener Frömmigkeit. Die Muselmänner glauben fest an Magie, Astrologie und die Kunst der Divination durch verschiedene geheimnißvolle Mittel.

Sie haben von den in der Bibel erwähnten Personen viele Geschichten und Erzählungen, ja sie haben andere eingeschoben, welche die heilige Schrift nicht kennt, und denselben bisweilen sehr sonderbare Abenteuer und Schicksale, von welchen weder Juden noch Christen etwas wissen, angedichtet. Es scheint jedoch, als ob jene Abenteuer zu Mahomed's Zeiten allgemein bekannt gewesen wären, da er in dem Koran darauf anspielt. Der Talmud und andere ähnliche Schriften, mögen wohl die Quelle aller der sonderbaren Meinungen seyn, welche unter den östlichen Völkern von den hebräischen Patriarchen, von Jesus, der Jungfrau Maria und den Aposteln im Umlaufe sind. Es lag nicht im Interesse Mahomed's, dieselben zu zerstören. Im Gegentheil, er bekräftigte sie, wenn sie geeignet waren, das neue religiöse System, welches er dem Lande aufdringen wollte, zu unterstützen; die Folge davon ist eine Menge von Legenden, eine thörichter als die andere, welche bisweisen an „Tausend und Eine Nacht“ erinnern. Einige wenige wollen wir hier mittheilen.

Adam gilt bey den Muselmännern eben so gut, wie

bey den Juden und Christen, für den ersten Menschen, für den Vater des Menschengeschlechts. Sie glauben aber nicht, daß er, nachdem er aus dem Paradiese getrieben war, Eva'n bey sich hatte, die ihn ein wenig in seiner schweren Trauer trösten konnte. Der Engel des Herrn trieb Adam auf die Insel Ceylon, während Eva an die Küste des rothen Meeres verworfen ward. Erst nach zweyhundert Jahren ließ sich Gott durch ihre Thränen erweichen, und gestattete ihre Vereinigung in der Gegend von Mekka. Adam war auch ein Prophet, Auf seiner Stirne hatte er einen Lichtstrahl, welcher später auf der Stirne des Moses glänzte.

Nach Noah, dessen Geschichte sie nicht so sehr entstellten, sprechen die Muselmänner von zwey Propheten, die in der Bibel nicht erwähnt werden, von Hud und Sabe'h. Der Eine predigte einigen Arabern, die damals Riesen waren; denn sie maßen sechzig Ellen. Aber sie mochten nicht an den einen Gott glauben, den er ihnen verkündigen wollte. Sabe'h begab sich in das Thal von Arabien, um einem Stamme böser Araber den wahren Glauben zu predigen; sie spotteten aber seiner. Vergebens that er, um sie zu überzeugen, ein Wunder, und ließ ein hochträchtiges Kammehl aus einem Berge kommen. Sie erschlugen das Kammehl sammt dem Jungen.

Der Patriarch, dessen Leben sie mit den meisten Fabeln auszuschnücken oder zu verunstalten beliebten, ist Abraham, den sie Ibrahim nennen, und der in großer Achtung unter ihnen steht. Nach dem Koran und dessen Erklärern war Abraham in einem Alter von 15 Monathen so stark, als ein Jüngling von 15 Jahren, und konnte sich mit wenig Mühe und noch geringern Kosten erhalten; denn er brauchte nur an seinen Fingern zu saugen. Aus einem zog er köstliche Milch, aus dem andern den süßesten Honig. Später machte er sich auf, um den Einwohnern von Babylon den wahren Glauben zu predigen; aber Nimrod, der König derselben, warf ihn auf einen Scheiterhaufen, der sich jedoch sogleich in ein Rosenbeet verwandelte.

Das in der Bibel bereits so interessante Leben eines andern, nicht weniger berühmten Patriarchen, des Joseph, oder Jusuf, wie sie ihn nennen, haben sie noch mit verschiedenen romantischen Ereignissen ausgeschmückt. Nach ihnen war Joseph so schön, daß ihn kein Weib sehen konnte, ohne sich in ihm zu verlieben, was der großen Leidenschaft von Putiphar's Gemahlinn, deren Name in der Bibel nicht erwähnt, die von den Muselmännern aber Zoseika genannt wird, etwas zur Entschuldigung dient. Da man in Ägypten übel von ihr sprach, und vorzüglich die Frauen des Landes sie besonders darum tadelten, daß sie ihr Herz einem Sklaven geschenkt habe, lud sie einmahl Einige zu Granatäpfeln zu sich. Die Damen saßen Alle an der Tafel, als Joseph eintrat, und sie wurden von seiner Schönheit so ergriffen und verlegen, daß sie sich sämmtlich in die Finger schnitten, statt in die Granatäpfel. —

*) 1. Mos. 41, 42.

Über das Klima in medicinischer Hinsicht.

Wiewohl die Eigenschaft gewisser Klimate, Krankheiten sowohl zu erzeugen, als zu lindern und zu heilen, als Thatfache feststeht; so ist doch wohl noch kein wissenschaftlicher Punct weniger genügend erörtert, als die Art und Weise, wie dieser Einfluß Statt findet, und es ist daher für den Arzt eine höchst schwierige Aufgabe, dieses Heilmittel mit Erfolg zu verordnen. Wenn dieß auf der einen Seite den natürlichen Schwierigkeiten des Gegenstandes zuzuschreiben ist, so trägt doch auch der Mangel genauer Beobachtung einen großen Theil der Schuld. Bedenkt man, daß die Bedingungen des Klimas von den Naturforschern noch keineswegs genügend erkannt sind; so darf man sich nicht wundern, daß es der Arzt nicht leicht, ja fast unmöglich findet, eine befriedigende Erklärung zu geben, indem für ihn der Gegenstand noch durch die Elemente des organischen Lebens, der Gesundheit und Krankheit, nebst deren unendlich verzweigten Combinationen, um so verwickelter wird.

Wenn wir das organische Leben der Pflanzen und Thiere studieren, sagt Humboldt, so müssen wir alle die Reize oder äußeren Agentien untersuchen, welche deren Lebensfähigkeit modificieren. Die Verhältniszahlen der mittleren Temperatur der Monate reichen keineswegs hin, das Klima zu charakterisiren. Der Einfluß vereinigt die gleichzeitige Einwirkung aller physischen Ursachen, und hängt von Wärme, Feuchtigkeit, Licht, der electrischen Spannung der Dämpfe, und dem veränderlichen Drucke der Atmosphäre ab. Indem wir die erfahrungsmäßigen Geseze der Vertheilung der Wärme über den Erdball, wie sie sich aus den thermometrischen Veränderungen der Luft ableiten lassen, mittheilen; sind wir weit davon entfernt, die Geseze als die einzigen zu betrachten, die zur Erklärung des Klimas nöthig sind. Die meisten Naturerscheinungen bieten zwey, deutlich von einander geschiedene Elemente dar, von denen das eine sich genau berechnen läßt, das andere aber nur durch Induction und Analogie erfaßt werden kann.

Niemand kann die Wahrheit dieser Bemerkungen stärker fühlen, als ein Arzt, und man hat dieselben eben deshalb hier aufgenommen, um darauf aufmerksam zu machen, daß, wiewohl man den äußersten Fleiß angewandt hat, die physischen Charaktere der verschiedenen Klimate, insbesondere rücksichtlich der Temperatur (welche unstreitig das Hauptelement des Klimas ist), zu bestimmen; so ist es doch nur zu wahr, daß unsere Bekannthschaft mit diesem Gegenstande nicht wenig unvollkommen ist.

Der Einfluß des Klimas auf die Verhinderung und Heilung von Krankheiten, hat aus vielen Gründen Interesse. Mehrere der traurigsten Krankheiten haben ihren Grund in der unfreundlichen Witterung, und viele andere häufig

vorkommende, werden durch diese Ursache, wenn auch nicht unmittelbar hervorgebracht, doch sehr verschlimmert. Unter diese Krankheiten gehören die Lungenst, und mehrere andere tödtliche Brustkrankheiten, Scrophelkrankheit, Rheumatismen, Störungen in den Verdauungswegen, Hypochondrie und eine ganze Menge von nervösen Leiden etc. etc. Zur Verhinderung einiger und Heilung anderer dieser Krankheiten, ist ein vorübergehender Aufenthalt in einem milden Klima das beste, oft das einzige wirksame Mittel, welches wir besitzen.

Die Veränderung des Klimas wurde schon in sehr frühen Zeiten von Ärzten für ein wirksames Heilmittel erkannt, und die Richtigkeit dieser Ansicht läßt sich sowohl mit Gründen, als durch die Erfahrung belegen. Es läßt sich z. B. leicht einsehen, daß die Versekung aus einer volkreichen Stadt auf das Land, oder aus einer, kalten rauhen Winden ausgefekten Gegend in eine wärmere und geschütztere, oder aus einem engen, feuchten Thale nach einem trockenen, hohen Aufenthaltsort, oder umgekehrt, sehr merklliche Wirkungen auf den lebenden Körper hervorbringen werde; und die tägliche Erfahrung lehrt, daß dieß der Fall ist. Die auffallende Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes, welche bey Bewohnern großer Städte durch einen, auch nur kurzen Aufenthalt auf dem Lande bewirkt wird, läßt sich täglich beobachten, und daß durch eine Versekung von Patienten aus einer Gegend in die andere, Krankheiten unterbrochen, und selbst gehoben werden können, ist ebenfalls Jedermann bekannt. Es mag hinreichen, als Belege zu diesen Thatfachen, Wechselfieber, Asthma, catarrhalische Leiden, Keuchhusten, Dyspepsie (Unverdaulichkeit), Hypochondrie, und gewisse, nervöse Krankheiten zu nennen. Alle diese Krankheiten werden durch bloße Ortsveränderung häufig unterbrochen, und oft glücklich curirt, wenn sie schon vorher der ärztlichen Behandlung lange widerstanden haben; oder sie weichen mit Hülfe der Veränderung des Wohnortes, Mitteln, welche früher wenig oder gar keinen Eindruck auf sie gemacht haben.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e.

Corfika. Es ist eine Gesellschaft zusammengetreten, welche die Absicht hat, die Moräste in Corfika auszutrocknen. Es werden dadurch einige tausend Ackerlandes für den Ackerbau gewonnen und zu gleicher Zeit einige Ursachen der Ungesundheit des dortigen Klimas entfernt werden.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

60.

Wien, Mittwoch den 24. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden O. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden O. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. schaf.

Bemerkungen über die Hörrohre.

(Beschluss.)

Doch wir kehren zu den Hörrohren zurück. Die Wirkung dieser Instrumente besteht 1) darin, daß sie eine größere Quantität Schallstrahlen auffangen, als die Ohrmuschel; 2) darin, daß sie dieselben durch die Schwingung ihrer Wände verstärken; 3) darin, daß sie dieselben concentrirt und verstärkt in den Gehörgang leiten. Die wichtigste dieser drey Wirkungen, und zugleich die, welche sich der Beschaffenheit und dem Grade der Taubheit am wenigsten anpassen läßt, ist die Verstärkung des Tons. Diese Eigenschaft hat ihren Grund in der Eigenschaft und Form des Instruments. Zu den Substanzen, welche sich hierzu am besten eignen, gehören vor Allem gewisse Metalle, deren Elasticität man durch Hämmern vermehrt; dahin sind zu rechnen: geschlagenes Silber, Eisenblech und Weißblech. Was die Form betrifft, so ist die günstigste die spiralförmige, zumahl, wenn man zugleich die allmähliche Verjüngung der trichterförmigen Höhle beybehält. Deshalb besitzen auch mehrere einschalige Muscheln, oder Schneckenfallen ganz die zur Bildung eines guten Hörrohrs geeignete Form. Seitdem ich in meinem Werke über Gehörkrankheiten angezeigt habe, wie man sich dieser Schneckenfallen bedienen solle, sind dieselben sehr in Aufnahme gekommen, und Hr. Greiling, Verfertiger chirurgischer Instrumente, weiß dieselben nicht nur äußerst sauber herzustellen, sondern auch nach den verschiedenen Fällen des Gebrechens zweckmäßig zu modificiren. Unter manchen Umständen haben kupferne oder silberne Hörrohre, welche dergleichen Schneckenfallen nachgeformt waren, und mit diesem Vorzuge den einer mehr elastischen Substanz verbanden, sehr gute Dienste geleistet; ja zuweilen sogar viel zu viel Resonanz gezeigt. Denn diese muß dem noch zurückgebliebenen Grade von Erregbarkeit des Gehörinns angepaßt werden, und man darf nie vergessen, daß die Stärke des Tons

und dessen Reinheit (Genauigkeit) gewissermaßen mit einander unverträglich sind. Um daher Töne, die durch ein solches Schneckenfallenhörrohr fortgepflanzt werden, weniger stark, und dafür reiner zu machen, habe ich an dessen Mündung ein Fellchen vorgespannt, welches die Thätigkeit der Schallstrahlen günstig modificirt. Eine Gestalt, welche ziemlich daselbe leistet, ist diejenige, welche aus 3—4 Abschnitten einer conischen Röhre besteht, welche mittelst zweyer bis dreyer Kniee (gebogener Zwischengelenke), die an deren Enden gelöthet sind, zu einem Bündel vereinigt sind, in welchem sie neben einander liegen. Alle dergleichen Formen mit vielen Windungen, veranlassen fortgesetztes Brausen, welches bey manchen Arten von Harthörigkeit, insbesondere bey der der alten Leute, vortheilhaft auf das Gehörorgan wirkt, indem es, wie andere heftige Geräusche, z. B. anhaltendes Trommeln, die Erregbarkeit desselben erweckt. Bey jenen dagegen, welche im geringeren Grade harthörig sind, und dabey häufiges Ohrensausen haben, muß man sich bemühen, die starke Resonanz des Instruments so viel als möglich zu schwächen; und dieß gelingt, indem man der, den Schall fortplantenden Röhre weniger Länge gibt, die Glocke verengt, und statt der spiral- oder schneckenförmigen Gestalt, die conische, halbkreisförmige oder diejenige annimmt, welche die Hörner gewisser Thiere von Natur besitzen. Aus demselben Grunde wählt man ein weniger gellendes Material als die Metalle, und wendet Horn, Holz, Federharz u. s. w. an. Ungeachtet dieser Mäßigung der Intensität des Tons sehr geeigneten Modificationen, sieht man sich zuweilen genöthigt, das Instrument auf noch einfachere Formen zurückzuführen, so, daß es nur noch einen Behälter für die Schallstrahlen bildet, der dieselbe sammelt, aber nicht modificirt. Dahin gehören jene Arten von Muscheln (Glocken), welche man an dem äußern Gehörgang anbringt, und von denen die einfachste und natürlichste die hohle Hand ist, deren sich mancher Harthörige zum Auffangen der Schallstrahlen bedient. Eine solche Muschel sitzt gewöhnlich auf einem Boden, der weit

weniger concav ist, die Ohrmuschel umfaßt, und über deren Ränder hinausgreift. Bey der Überlieferung der Töne durch diese Art von Hörrohren wird die Stärke derselben nicht auf Kosten der Reinheit vermehrt, welchen doppelten Vortheil diejenigen Hörrohren, bey welchen der Ton durch sehr stark resonirende Windungen nach dem Ohre gelangt, nicht darbieten können. Endlich kann man bey gewissen Arten von Harthörigkeit den Boden jener metallenen Glocke oder künstlichen Ohrmuschel wegfällen lassen; so, daß diese nur noch dem Abschnitte einer kleinen Haube gleicht, deren oberer und vorderer Theil offen bleibt, während deren hinterer Theil dem Umkreise des Ohres folgt, und sich an die Knochen der Schläfengegend anlegt. Erforderlichen Falls sind beyde Ohren mit einer solchen Schallglocke versehen, und diese beyden Instrumente dann mittelst einer über den Scheitel gehenden Stahlfeder vereinigt, welche sie an Ort und Stelle hält.

Zu dieser Classe von besetzten Hörapparaten gehört derjenige, welchen Hr. Négrier der Academie hat vorlegen lassen. Der Erfinder gesteht, die erste Idee dazu aus meinem Werke über Gehörkrankheiten geschöpft zu haben, bemerkt aber mit Recht, daß sich aus einer Vergleichung des darin abgebildeten, feststehenden Hörrohrs mit dem seinigen, die eigenthümliche Einrichtung des letztern ergebe. Dasselbe ist in der That in allen seinen Theilen, sowohl in Ansehung der Glocke, als des, den Schall leitenden Canals, und der Stelle, wo das Instrument angelegt wird, von dem meinigen verschieden. Die Glocke bietet eine längere, aber weniger hohe Öffnung dar; der den Schall leitende Canal ist nicht cylindrisch, gerade und kurz, sondern auf einer Seite abgeplattet, verlängert und gewunden; so, daß die Ohrmuschel unbedeckt bleibt, und gleichzeitig zum Auffangen der Schallstrahlen einwirkt, während die Glocke des Instruments sich abgesondert in der Nachbarschaft derselben befindet. Bey dem Manne ruht der Körper des Instruments auf der Knöchelhöhle hinter dem Ohre, bey der Frau auf der Gegend des Seitenwandbeins, woselbst es unter der Mütze verborgen werden kann. Durch die halbkreisförmige Biegung seines Canals gewährt es noch den Vortheil, daß die Resonanz vermehrt wird, und die Wirkungen dieser letztern werden noch dadurch verstärkt, daß der abgeplattete Theil seiner Wand sich mit dem Schädelsknochen in Berührung befindet. Als einen dritten Vorzug in der Form dieses Hörrohrs müssen wir noch bemerken, daß sich dessen Durchmesser von der Glocke bis zur Mündung des Gehörgangs allmählig verjüngt.

Dies wäre das Instrument des Hrn. Négrier; dieß wären die Vorzüge, welche wir davon anerkennen müssen. Jetzt wollen wir Einiges über die Fehler berichten, welche wir daran zu bemerken geglaubt haben. Wir werden uns auf das Herausheben der beyden wichtigsten beschränken.

Zuvörderst scheint uns der Erfinder in Ansehung der Wahl des Stoffes, aus welchem das Ohrende angefertigt ist, einen großen Mißgriff begangen zu haben. Dieses Ende, welches an die Mündung des Gehörgangs angelegt wird, ist olivenförmig und von Elfenbein, und an das Ende einer ledernen Röhre angelegt, welche ihrerseits mit dem Ende des metallischen Rohrs verbunden ist. Auf diese Art bildet

dieser Theil keine gleichartige Masse, sondern besteht aus drey Substanzen von ungleicher Resonanzkraft. Er kann daher seine Function, die Töne rein nach dem Ohre zu führen, gewiß nur unvollkommen erfüllen. Man kann sich hiervon durch einen sehr einfachen Versuch überzeugen. Man nehme zwey hölzerne Lineale von gleicher Länge und Stärke, wovon aber das eine aus mehreren an einander gefügten Stücken besteht, und das Andere aus dem Ganzen gearbeitet ist. Wenn man nun eine Uhr auf das Ende des letztern Lineals legt, und das andere Ende zwischen die Zähne faßt, während man sich die Ohren mit den Fingern zuhält, so hört man das Picken der Uhr sehr deutlich. Wiederholt man denselben Versuch mit dem andern Lineal, so zeigt sich die Wirkung als viel geringer.

Die Fortpflanzung des Tons würde noch schwächer und ungenauer seyn, wenn die Schallleiter aus heterogenen Substanzen bestände. Das uns beschäftigende sonderbare Hörrohr gibt hiervon den deutlichsten Beweis. In der Absicht, dessen Resonanz zu vermindern, hat man es aus, mit einander abwechselnden Ringen von Silber und Gummilasticum angefertigt. Der Erfolg hat die Erwartungen des Erfinders weit übertroffen. Das Instrument schallt so wenig, daß es zu nichts weiter dienen kann, als den Beweis zu liefern, daß weichen Substanzen, mit starken gepaart, die Eigenschaft Töne fortzupflanzen, ganz abgeht. Der zweyte Fehler der uns beschäftigenden Hörrohre liegt in dem Mittel, welches der Erfinder gewählt hat, um sie auf den Schläfen zu befestigen. Das Band, welches zu diesem Zwecke dient, und unter dem Kinne weggeht, ist auf der einen Seite schon deshalb zu tadeln, weil es den Apparat, welchen man zu verbergen sucht, vermuthen läßt, und auf der andern zumahl verwerflich, weil es das Ohrende des Hörrohrs mit der Mündung des Gehörgangs nicht in innige Berührung bringt. Dieß läßt sich allerdings dadurch erreichen, daß man das Band fest anzieht; allein dadurch muß nothwendig die Circulation in den, unter demselben liegenden Gefäßen gehemmt werden, und dieser Übelstand ist vorzüglich bey harthörigen Personen, welche fast immer Ohrenbrausen haben, sehr bedenklich. Man könnte demselben indeß sehr leicht dadurch abhelfen, daß man die Bänder durch eine halbkreisförmige Stahlfeder ersetzte, die über den Schädel weggriffe, und an ihren beyden Enden die Hörrohre trüge, welche auf diese Weise weit besser befestigt seyn würde. Hr. Négrier gibt allerdings an, daß man sich dieses Mittels bedienen könne, ohne ihm jedoch den Vorzug einzuräumen; indem die Hörrohren, die er uns geschickt hat, mit Bändern versehen sind. Der Fehler, welchen wir an der Mündung des Instruments erkannt haben, läßt sich eben so leicht abstellen, indem das Metalrohr bis an die Mündung des ganzen Instruments fortgesetzt werden kann. Wir haben diese Verbesserung an einem der vier überschickten Hörrohren vorgenommen, und, indem wir einen vergleichenden Versuch mit demjenigen der drey andern anstellten, welches für dasselbe Ohr bestimmt ist, uns von den Vortheilen dieser Veränderung überzeugt. Mag man nun aber das von Hrn. Négrier erfundene Hörrohr mit oder ohne diese Verbesserung anwenden, so scheint uns dasselbe doch bequem, und mit mehr

oder weniger Nutzen zu gebrauchen seyn. Da jedoch bey feststehenden Hörröhren überhaupt die Größe keine bedeutende Größe, und der Canal wenig Länge und Windungen haben kann; so wird es nur von denjenigen Personen angewandt werden können, deren Gehörigkeit keinen sehr hohen Grad erreicht hat. Ubrigens hat man bey der Verordnung und methodischen Anwendung sämmtlicher Arten von Hörröhren, die in dem gegenwärtigen Aufsage beygebrachten Bemerkungen, und noch mehr die daraus abzuleitenden Folgerungen zu berücksichtigen, welche sich denjenigen Ärzten, denen es um die weitere Ausbildung dieses noch wenig entwickelten Zweiges der Wissenschaft ein Ernst ist, von selbst darbieten werden.

Über das Klima in medicinischer Hinsicht.

(W e s t l u f.)

Wenn so bedeutende Resultate durch eine so beschränkte Ortsveränderung, wie die bemerkte, herbeigeführt werden können, so läßt sich gewiß vernünftigerweise erwarten, daß eine Versetzung in ein ganz neues Klima, und in die notwendig damit verbundenen Umstände, auf den allgemeinen Gesundheitszustand, so wie auf die Verhinderung und Heilung der Krankheiten noch weit entschiedener einwirken werde; und diese Erwartung wird abermahls durch die Erfahrung bestätigt.

Der Credit dieses Heilmittels hat indessen leider dadurch gelitten, daß man dasselbe nur zu häufig als eine letzte Auskunft in verzweifeltsten Fällen angewandt, oder in Fällen, wo es wesentliche Dienste hätte leisten können, falsch angewandt hat. Patienten, denen ein neues Klima viel hätte nützen können, wurden nur zu häufig — ohne den gehörigen Unterricht rücksichtlich der, sich für ihr Leiden am meisten eignenden Lage, und ohne über verschiedene Umstände belehrt zu seyn, deren Berücksichtigung streng nöthig war, damit ihnen auch das angemessenste Klima nützen könne — aufs Gerathewohl außer Landes geschickt.

Diese Umstände machen es erklärlich, wie der Gebrauch, Frankende Personen in die Fremde zu schicken, oft die beabsichtigte Wirkung verfehlte, und dieß Mittel daher bey Manchen in Mißcredit kam. Der Fehler ist aber nicht in dem Mittel, sondern in der Art und Weise zu suchen, wie dasselbe verordnet wurde. Die hundertfältige Erfahrung, Resultate ausgedehnter Beobachtungen, lassen die Überzeugung laut aussprechen, daß wir zur Verhinderung und Heilung sehr vieler Krankheiten im Wechsel des Klimas, ja selbst in dem Wechsel der Luft desselben Klimas, eines der kräftigsten Heilmittel besitzen, welches in vielen Fällen durch kein anderes ersetzt werden kann.

Jedoch darf selbst in Fällen dieser Art die Veränderung der Luft, so einfach dieser Gegenstand auch an sich erscheint, nicht aufs Gerathewohl als Heilmittel angewandt werden. Bey jener zahlreichen Classe von Personen, die, ohne eine entschiedene Krankheit zu haben, lediglich durch den Aufent-

halt in einer großen Stadt leiden, ist die bloße Versetzung auf das Land vielleicht die einzige Bedingung der Herstellung ihrer Gesundheit, und der Ort, wohin sie sich begeben, ziemlich gleichgültig. Mit dem wahren Patienten aber, dessen Leiden sich von einer besonderen Krankheit herschreiben, verhält sich indessen die Sache ganz anders. Hier ist die Wahl des einstweiligen Aufenthaltsortes keineswegs gleichgültig. Für das Individuum dieser Art wird ein hochliegender Punct, so wie eine trockene, zusammenziehende Luft; für das andere ein von Winden geschützter Wohnort, so wie eine weichere Luft am angemessensten seyn, während einem Dritten die Seelküste am besten zusagen wird. Eben so verhält es sich mit der Veränderung des Klimas in größerem Maßstabe. Derjenige, bey welchem das Gefühl und die Functionen der Gesundheit nur durch anstrengende Berufsarbeiten geschwächt worden, und welchem eine Erhöhung des Geistes so nöthig ist, als eine Veränderung des Klimas, mag hingehen, wohin es ihm beliebt. Allein der große Unterschied, welcher in den physischen Charakteren der Klimate der Orte im südlichen Europa, und selbst in Süd-England Statt findet, welche häufig von wirklich Kranken zum Winteraufenthalt ausersehen werden, macht eine angemessene Wahl höchst nöthig.

Diesem Gegenstande hat man leider nur zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und der Grund dieser Vernachlässigung liegt größtentheils in der, allenthalben herrschenden Ansicht, daß die Veränderung des Klimas vorzüglich nur in auszehrenden Krankheiten nützlich sey. Diese Meinung kann nur durch eine sehr beschränkte Bekanntheit mit dem Einflusse des Klimas auf Krankheiten entstanden seyn, und ist so wenig wahr, daß, wenn der Credit dieses Mittels von dessen Wirkung auf vollkommen heftige Personen abhängig gemacht würde, man es mit Recht für höchst unwichtig erklären müßte. Bey Dyspepsie (Verdauungsschwäche) und überhaupt bey Krankheiten der Verdauungswerkzeuge, bey Nervenleiden, und der dieselben so häufig begleitenden Verstimmung des Gemüths; bey Hypochondrie, Asthma, Krankheiten der Luftröhre und Luftröhrenäste, Scropheln und Rheumatismen sind die wohlthätigen Wirkungen des Klimas häufig oft weit wahrscheinlicher, als bey der Auszehrung. Dergleichen zeigt sich die Veränderung des Klimas als ein höchst kräftiges Heilmittel, wenn die Constitution in der Kindheit oder Jugend im Allgemeinen zart oder angegriffen ist, und bey jenem kränklichen Gesundheitszustande, der in einer spätern Periode so häufig eintritt, wo die Geistes- und Körperkräfte sich abgestumpft zeigen, und der Organismus einer frühzeitigen Auflösung entgegensteht.

Das bloße Reisen über bedeutende Länderstrieche ist schon ein äußerst werthvolles Mittel, welches, wenn es richtig angewandt wird, die wohlthätigen Wirkungen des Klimas wesentlich unterstützt. Eine Reise läßt sich als eine anhaltende und schnelle Veränderung des Klimas betrachten, und bildet bey mehreren krankhaften Zuständen, wo der Geist sowohl, als der Körper leidet, ein ungemein kräftiges Heilmittel. Die fortwährende Veränderung der Luft scheint das für den Körper zu seyn, was die beständige Aufeinanderfolge von Scenen und Gegenständen für den Geist ist. Bey chronischer Reizung der Schleimmembrane der Lunge und Verdauungs-

werkzeuge wird eine Reise, zumahl, wenn zugleich ein krankhaft reizbarer Zustand des Nervensystems, Hypochondrie etc. etc. Statt findet, oft mehr leisten, als irgend ein anderes mir bekanntes Heilmittel.

Indeß kann weder Reisen, noch der Wechsel des Klimas, noch Beides zusammen genommen, auf die Dauer viel nützen, wenn dieses Mittel nicht mit Berücksichtigung des besondern Falles, und Beobachtungen einer gehörigen Diät angewandt werden. Der Patient, welcher zur Wiedererlangung seiner Gesundheit außer Landes geht, darf von der bloßen Veränderung des Klimas nicht zu viel hoffen. Manche erwarten, daß die Luft oder das Klima eine specifische Kraft besitze, durch welche die Krankheit direct gehoben werde. Dieß ist eine sehr irrige Ansicht von der Sache, die dem Kranken häufig verderblich wird; indem er ein blindes Vertrauen zu dem Einflusse des Klimas setzt, und darüber andere Umstände vernachlässigt, die seine Wiedergenesung eben so wesentlich bedingen, wie derjenige, auf welchen er seine ganze Hoffnung setzt.

Der Aufenthalt in einem milden Klima kann allerdings häufig viel nützen, selten aber alles Erforderliche leisten; zu den Vortheilen, welche er darbiethet, gehört der, daß der Kranke sich in Jahreszeiten, wo er in seinem Vaterlande zu Hause bleiben, oder sich einer, seine Leiden eher vermehrenden als vermindernenden Witterung aussetzen müßte, viel im Freyen befinden kann. Die häufige Leibesbewegung, deren er auf diese Art in einer temperirten Luft genießen kann, verbessert seinen allgemeinen Gesundheitszustand, und verschafft den leidenden Organen Erleichterung; indem dadurch eine freyere und regelmäßigere Circulation in den oberflächlichen Organen und Extremitäten bewirkt wird. Durch diese Verbesserung des körperlichen Wohlbefindens wird auch gewöhnlich das geistige gehoben. Die schönen Gegenden und interessanten Gegenstände, welche sich im südlichen Europa, und besonders in Italien so häufig darbiethen, üben einen directen und wohlthätigen Einfluß auf die Gemüthsstimmung, welcher in vielen Fällen noch indirect durch die Abwesenheit vieler Ursachen von Sorge und Bekümmerniß, oder mit andern Worten von vielen krankmachenden Potenzen, denen der Patient zu Hause unterworfen seyn würde, sehr begünstigt wird.

Dieß wären einige der sich zuerst darbiethenden Vortheile, welche kränkelnde Personen von dem Aufenthalte in einem fremden Lande erwarten dürfen, und deren Wichtigkeit von selbst einleuchtet; will er aber das Gute, zu dessen Besitz er in seiner neuen Lage gelangen kann, in vollem Maße erreichen, so muß er sich mehr auf sich selbst und seine Lebensweise, als auf das, wenn auch noch so heilsame Klima verlassen. Er muß sich streng an die, durch seinen besondern Fall dictirte Lebensart binden, und sich in dieser Beziehung mit Muth und Geduld waffnen.

Ich wünsche den Kranken recht sehr aufmerksam darauf zu machen, wie gefährlich es für ihn seyn würde, wenn er sich zu sehr auf das Klima verlasse. Wir müssen uns hier, wie in jedem Zweige der Heilkunde, durch die Erfahrung leiten lassen, und keinem Mittel eine zu große Wirksamkeit zuschreiben. Mag der Charlatan sich rühmen, specifische Mittel gegen viele oder alle Krankheiten zu besitzen, dem wissenschaftlich gebildeten Manne ist bekannt, daß es kaum ein einziges Mittel gibt, welches eine solche Prahlerey rechtfertigte, und daß sich Störungen des thierischen Organismus, insbesondere chronische Krankheiten, nur dadurch hindern oder heben lassen, daß man durch verschiedenartige Mittel, und durch eine stete Modificirung derselben in Beziehung auf den gegebenen Fall, und durch die zahlreichen und verwickelten Functionen des lebenden Körpers wirkt. Man bilde sich also nicht ein, daß die Veränderung des Klimas, so wohlthätig sie auch ist, in der Art, wie sie wirkt, vor andern Heilmitteln etwas ganz Besonderes voraus habe, und deshalb von Seiten des Arztes oder des Patienten die Vernachlässigung derjenigen Vorsichtsmaßregeln rechtfertige, welche zur Erreichung der gehörigen Wirkung durchaus nothwendig sind.

Bey einer allgemeinen Betrachtung der Klimate der verschiedenen Orte, welche von Patienten zur Verbesserung ihrer Gesundheitszustände häufig besucht werden, finden wir, daß einige in den Hauptzügen eine sehr große Ähnlichkeit mit einander haben, während Andere in fast jeder Beziehung einen schroffen Contrast bilden. So finden wir z. B., daß das südwestliche England, mit Ausnahme des äußersten westlichen Punctes der Cornwall'schen Halbinsel, die ein eigenthümliches Klima besitzt, dem südwestlichen Frankreich ungemein ähnlich ist; daß das südöstliche Frankreich in jeder Beziehung von dem südwestlichen abweicht, so wie sich das italienische Klima von dem der beyden zuletzt genannten Gegenden unterscheidet; daß das Klima von Nizza zwischen dem der Provence und dem italienischen die Mitte hält, und daß Madeira, und überhaupt die im östlichen Theile des atlantischen Oceans liegenden Inseln, ein ganz eigenthümliches Klima haben.

M i s c e l l e.

Roqueforter Käse. In der Pariser Academie der Wissenschaften ward neulich von dem Hrn. Giron de Buzaraigne eine Abhandlung über die Bereitung des berühmten „fromage de Roquefort“ vorgelesen. Die Vorzüglichkeit dieses Käses soll von dem eigenthümlichen Baue der Keller abhängen, in denen fortwährend eine niedrige Temperatur herrscht. Auch sollen die Wurzeln der Guter, wenn die Schafe wie gewöhnlich gemolken sind, mit aller Kraft gezogen werden, wodurch sie mehr Milch hergeben, ohne daß, wie man erwarten sollte, den Thieren dadurch Schaden gethan würde.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

f u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

61.

Wien, Samstag den 27. November.

1830.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) auf den gegenwärtigen Jahrgang mit vier Gulden C. M. In den Provinzen nehmen die k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern das Blatt um den Preis von sechs Gulden C. M. wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder auch durch die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Monatheften für 5 Thlr. sächsl.

Zur Feyer des 30. Novembers.

An Se. Excellenz

Freyherrn Andreas von Stifft,

Er. k. k. apost. Majestät erstem Leibarzt 1c. 1c. 1c.

Der Morgen kam, vergoldend Berg und Haine,
Zu künden neues Leben einer Welt;
Da trat zu mir im rosiglichten Scheine
Ein Wesen, dem sich Lieb' und Huld vermählt.
Ja, eine Göttinn schien die Engelreine,
Die meinen Busen liebesvoll geschwellt;
Aus ihren Wangen strahlte frisches Leben,
Und Kränze wollten ihre Hände weben.

Ich bin, so sprach sie, von den heil'gen Mächten
Zu euch auf dieses Erdenrund gesandt,
Um frische Kränze stets für euch zu flechten,
Ins Leben sie zu streu'n mit meiner Hand;
Mit manchem Kühnen soll ich liebend rechten,
Der seiner Kräfte Ziel und Zweck verkennt.
Ich bring' die Blüthen euch vom Vorbeerbaume,
Die ich gepflückt im lichten Sternenraume.

Was können Schätze euch, ihr Menschen, frommen?
Was ist der Große, den der Purpur schmückt? —
Was der, so kühn des Ruhmes Höhn erklimmen?
Und der, den reich des Schicksals Günst beglückt —
Hab' ich ihn nicht in meinen Schutz genommen,
Und meine Palmen segnend ihm geschickt?
Ja, all' des Zufalls und des Lebens Spenden,
Nur meine Hand kann sie zum Heile wenden!

Wer bist du? rief ich staunend, göttlich Wesen! —

Wer bist du? segnenreiche Huldgestalt! —
Ein jedes Herz, es muß bey dir genesen,
Dir ward von oben himmlische Gewalt;
Enthülle mir dein räthselhaftes Wesen,
Oh' dieses Augenblickes Klang verhallt. —
Da kispelt sie in mitleidsvollen Tönen:
Der Menschen Seufzer nennen mich Hygien.

Doch heute nah' im bunten Hoffnungsleide,
Verkündet von der Liebe Rosenlicht,
Umschwebet von der ewig jungen Freude,
Mit Blumen ich, wie sie die Liebe bricht.
Ich brach sie Ihm, dem Theuern zum Geschmeide;
Denn sonst, du weißt es, brech' ich Blumen nicht.
Und brechen sie, so muß ich trauernd scheiden;
Doch heute sterben sie für höh're Freuden. —

Es soll an Ihm sich meine Huld bewähren,
Und hauchen Ihm ein kräftig Leben ein.
Ja, Seine Tage will ich Ihm verklären,
Und senden meinen schönsten Frühlingschein,
Daß Er noch lange soll der Kunst gehören,
Der Wissenschaft soll ein Mäcenat seyn,
Und um des Fürsten ruhmgekröntes Leben
Ein Genius der treuesten Liebe schweben. —

Und in der Seinen häuslichstillem Kreise,
Wo Liebe ihre ew'gen Kränze flieht,
Mag lange noch ein Vater, fromm und weise,
Er leben Seiner Tage süß'rer Pflicht.
Und naht der ernste Engel einst Ihm leise,
So senk' er allzu schnell die Fackel nicht;
Denn herrlich ist's, die Blumen eig'nen Strebens
Vergoldet seh'n im Abendroth des Lebens. —

Leopold Fleckes.

S t i l l e n.

Die Leidenschaften in ihrer Beziehung auf Geist,
Gemüth und Körper *).

A.

Von den edlen und angenehmen Leidenschaften.

a. Von der Liebe.

Das freudige Gefühl, das in uns rege wird, wenn wir ein Wesen, das mit uns auf gleiche Weise empfindet, denkt und handelt, besitzen; oder das hoffnungsvolle Streben, mit einem solchen Wesen des Lebens Licht und Schatten gerne zu genießen, benennt der Sterbliche mit dem Worte Liebe. Ein großer Genius, der allzu früh sein ruhmgekröntes Wirken für die Menschheit und für sein Jahrhundert, dem er angehörte, endete, sagt von ihr. „Alle Freude, die der Mensch als Mensch genießt, jeder Trost in seinem Kummer, jede Linderung seiner Leiden hat er durch Mittheilung an seine Brüder, oder durch Empfangung von ihnen durch Menschenliebe. Aber nicht allein für sein geistiges Daseyn, auch für das körperliche Leben ist Menschenliebe heilbringend; mit sanftem Athem faßt sie alle Lebensverrichtungen an, und ungekränkt fließt das Leben in den blumigen Weiden der Zeit, in das Meer der Ewigkeit.“ — In diesen wenigen Worten liegt der verschlossene Zauber, das geheimnißvolle Walten der Liebe entschleiert. —

Damit aber die Liebe diese Wirkungen hervorbringe, muß sie ächt und rein, erquickend und begeisternd seyn, sie muß die Vernunft zu ihrer Freundin haben, ohne diese ist sie nicht stark, nicht dauernd und nicht gewiß — die Liebe, welche die Vernunft beschleimt, adelt der Rache die vernünftige Liebe. — Der Gegenstand, den sie erwählt, muß würdig, tüchtig und edel seyn. Damit die Liebe diese Eigenschaften habe, muß die Vernunft den Gegenstand, den das Herz erwählt, prüfen, und der Verstand die Wahl des Herzens billigen; aber nicht die verlockende Phantasie, die Vernunft unterjochen, und den Verstand übertäuben, — dann können wir die wirklichen Vorzüge des Gegenstandes, denn wir mit unserer Neigung huldigen, nicht erkennen, denn wir sehen nicht mit unseren Augen, wir erblicken dort ein Ideal, wo wir dann, wenn die Überspannung der Phantasie nachgelassen, ein mit unsern Vorzügen, aber auch mit unsern Schwächen theilhaftes, irdisches Wesen finden. — Und dann, wenn wir uns so selbst betrogen, führen wir uns oft unglücklich für unser ganzes Leben.

Durch die Liebe erhält das geistige Leben einen höhern Schwung, und dieses höhere Leben währt, so lange die Liebe

blüht; die ihre eigenthümlichen Zeiträume hat, sie zählt ihren Frühling, Sommer und Winter, ihren Morgen, Mittag und Abend — den rosigen Morgen genießt der Jüngling, den schwülen Mittag der ernste Mann, und im friedlich stillen Abend der Liebe, der das Thal der Freundschaft begünstigt, ruht der erfahrene Greis aus. — Die Liebe adelt uns im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie erweckt in unserem Gemüthe göttliche und reinmenschliche Empfindungen, sie hält uns empor über den Strom gemeiner Sinnlichkeit, sie zähmt und mildert die oft rauhe und verletzende Kraft des Mannes, und lehrt ihn sanftere Gefühle.

Die vernünftige Liebe verleiht uns Waffen, das wilde Meer der Leidenschaften zu besiegen. Denn sie ist die Quelle aller Harmonie unseres geistigen und physischen Seyns, die unedle Leidenschaften nur zu oft trüben. Im Momente der Liebe überblicken wir unsere geistige und physische Natur, und stellen uns selbst die Frage: sind wir so rein, so vollkommen, wie der Gegenstand, den wir lieben? Und finden wir Lücken, finden wir Schwächen, so schrecken wir nicht zurück, sondern wir gehen voll Kraft und Muth an das große Werk, unser geistiges und physisches Ich zu vervollkommen.

Über die Wirkungen der Liebe auf unser körperliches Leben sagt ein tiefdenkender Physiolog: Die Liebenden fühlen eine gewisse Wärme, ein Brennen in der Gegend des Herzens, das Gesicht wird mit einer angenehmen Röthe überfüllt, die Augen werden feuriger, lebhafter, und erhalten Etwas, aus welchem man die Liebe gleich erkennen kann; der Kreislauf geht rascher, daher die Rosen und die Wölfe der Wangen, daher der strahlende Glanz des Auges. Die Liebe wirkt also überhaupt wie das Licht, wie die Wärme auf unsern Körper, sie befördert alle Lebensfunctionen: Kreislauf, Athem, Verdauung und Absonderung; nur der Schlaf ist nicht erquickend, und währt nicht lange, denn die Phantasie, die immer rege ist, hält alle Sinne als ihre Diener wach, und spornt sie stets an, sich mit dem Gegenstande der Sehnsucht zu beschäftigen — daher entwickeln sich die lebhaften Träume, die den Schlaf seines stärkenden Einflusses auf die Gesundheit berauben.

Alle diese Erscheinungen, in Bezug auf das geistige und körperliche Leben, werden modificirt durch Alter, Geschlecht, Temperament, Leibesconstitution, Klima, Erziehung etc.

Dieser aufgeregte Zustand der Seele übt so lange seinen Einfluß aus, so lange der Glückliche den Gegenstand seiner Liebe nicht besitzt, und wird durch den angeeigneten Besitz gemäßiget. — Nachdem wir die goldene Liebe berührten, müssen wir auch ihren Schatten bezeichnen. Garve sagt in dieser Beziehung: „Die Liebe steht in der Liste der Zerstörerinnen der menschlichen Vernunft oben an — ihre äußerste Heftigkeit oder ihre fehlgeschlagenen Erwartungen haben mehr Wahnwirge gemacht, als alle Affecte zusammengekommen.“

Und wirklich spricht die Erfahrung für diese Wahrheit. Welchen nachtheiligen Einfluß übt nicht die plötzliche Veränderung der Liebe in Haß, auf den Menschen aus — oder wenn sich zur Liebe die schreckliche Furie Eifersucht gesellt?

*) Wir haben aus diesen Skizzen, wie sie der Verfasser bescheiden benennt, bereits unsern geehrten Lesern mitgetheilt — die Freude und die Traurigkeit; reihen diesen die Liebe an, und gedenken noch mehrere, da sie das Interesse der Leser in Anspruch nehmen, mitzutheilen. —

— oder wenn Verhältnisse eintreten, die uns den Besitz des geliebten Gegenstandes auf ewig unmöglich machen? —

Je heftiger, je reiner die Liebe zu einem Gegenstande ist, je würdiger, je vollkommener dieser ist, desto tiefer wurzelt der Schmerz, den die hoffnungslose Liebe erzeugt — in deren Gefolge Kummer, Melancholie, Wahnsinn und Verzweiflung ist. Der Mensch in diesem qualvollen Zustande schwindet hin, die Lebensfunctionen gehen langsamer vor sich; in seinem Geiste, wie in der Maschine seines Körpers, herrscht Unthätigkeit, — die Säfte bewegen sich langsam, und stocken in ihren Canälen. — In dem Uhrwerke des Lebens, dem Herzen, geht der Kreislauf des Blutes nun langsamer seine vorgezeichnete Bahn, — das Athemhohlen ist mit Seufzern und Ächzen verbunden, — der Unglückliche fühlt sich stets beängstigt, ein heftiges Drücken in der Herzgegend, Ohnmachten und Convulsionen wechseln bey ihm ab, — der Appetit geht verloren, — die Verdauung ist schlecht, die Quelle des erquickenden Schlafes ist für ihn versiegt, nur in der größten Ermattung schließt der Schlaf sein von Weinen geschwächtes Auge, der ihn aber bald wieder verläßt. Da nun der Kreislauf, das Athemhohlen und die Ernährung gestört sind; so schwindet der Unglückliche dahin — das Auge hat all' seinen Glanz verloren, nur der ist ihm noch eigen, den ihm die Thränen verleihen. Die Haut des Körpers wird weich, kalt und erdfarbig oder bleich, die Temperatur ist immer gering, und im höheren Grade des Übels sind Hände und Füße stets kalt.

Die Krankheiten, die sich aus diesem traurigen Seelenzustande entwickeln, sind Nervenfieber, Nervenschwindsucht, Hysterie, Epilepsie, Bleichsucht, viele Arten von chronischen Krankheiten, im höchsten Grade Melancholie, die zum Selbstmord verleitet.

Um diesem qualvollen Zustande in vielen Fällen vorzubeugen, wird erfordert eine gute Erziehung, wo Vernunft, Verstand und Gemüth im Einklange mit dem Temperamente und der Körperbeschaffenheit gebildet und geleitet werden. Treffliche Beispiele von Seite der Umgebung, Aufmerksamkeit von Seite der Erzieher und Ältern; damit nicht durch alle geistigen und physischen Kräfte, entnervende Romane oder Schauspiele die Phantasie und das Gemüth einseitig auf Kosten der übrigen geistigen und physischen Kräfte aufgeregt werden, und eine schiefe Richtung erhalten; denn durch eine solche verkehrte oder vernachlässigte Erziehung erwachen im Menschen früher die sinnlichen Triebe, ehe sie der Wille und der Verstand energisch leiten und bezähmen können, d. h. ehe die Charakterstärke in dem Menschen seine Neigungen und Handlungen und die daraus entspringenden Leidenschaften beherrschen kann. Es gibt eine Art hoffnungsloser Liebe, die hier nicht geschildert wird, die durch gewisse Verhältnisse entsteht, der ein fester Entschluß hätte vorbeugen können, ehe sie ihre nächtlichen Schatten über den Menschen breitet. — Hippocrates erzählt, er habe den macedonischen König Perdiccas von seiner hoffnungslosen Liebe, die ihn an den Rand des Grabes brachte, erst dann heilen können, als er ihm gestattete, Phylla, die ein Unverwandter liebte, nach dessen Tode zu ehelichen.

Antiochus verliebte sich in seine Stiefmutter, und zehrte täglich, von hoffnungsloser Liebe gepeinigt, mehr und mehr ab; er erlag ohne Schmerzen, es gab keine Rettung für ihn. — Seleucus trat, als er den jungen Prinzen mit dem Tode ringen sah, und die unheilbare Krankheit erkannte, seine Gemahlinn an ihn ab.

Für den hoffnungslos Liebenden hat die Arzneykunde kein Specificum erfunden; auch dem Seelenarzt ist noch kein Arcanum geworden. Grinste Beschäftigung des Geistes, ein liebevoller Umgang mit wahren Freunden, denen der Hoffnungslose seine Leiden klagen kann, und die es sich zur Pflicht machen, den Unglücklichen aus der Nacht, die ihn umgibt, in das schöne freudenvolle Leben zurückzuführen, und Reisen in fremde Länder können in manchen Fällen, wenn auch nicht gänzliche Heilung, doch Linderung herbeiführen; bis die allgewaltige Zeit, die hier als der erfahrenste und glücklichste Arzt auftritt, ihre geheimnißvollsten Wunder wirkt.

Leopold Fleckles.

England und Italien.

England gilt für sehr mahlerisch, und ist es in der That etwas; das Mahlerische ist aber, mit wenigen Ausnahmen, ziemlich armselig und unbedeutend. Man reise auf welcher Straße, in welcher Grafschaft man wolle, und man sieht stets grünen Rasen, schöne Baumgruppen, anmuthige Häuser, und in der Mitte durch eine gute Straße, die sich wie ein Sandweg in einem Garten hinschlängelt. Aber der Himmel ist wolkeig, und es erscheint selten Eines der großen Ereignisse der Natur, Eines der prachtvollen Schauspiele, die den Geist ergreifen, und die Einbildungskraft erregen. Mit einem Worte, die Landschaft ist mehr frisch als großartig, mehr hübsch und nett als schön. In Italien dagegen ist alles großartig, alles schön. Siehst du das Land, das sich unter einem prachtvollen Himmel zwischen zwey herrlichen Meeren ausbreitet, und von einem Ende bis zum andern von einer langen Bergkette durchzogen ist? Welche mannigfaltige, herrliche Ansichten! Hier breite, mit aller Pracht einer südlichen Pflanzenwelt geschmückte Thäler; dort dunkle Schluchten zwischen einer Doppelreihe gigantischer, grotesker Felsen; dort das entzückende Meer, mit den tiefbusigen Golfs und Inseln, und immer durchsichtige Luft, hellbegrenzte Umrisse, warme, glänzende Farben. Wahrhaftig, es würde ein Wunder seyn, wenn sich die Menschen in zwey so ungleichen Ländern gleichen!

In Bezug auf Städte ist es nicht viel anders. Städte sind von Menschen gebaut, und müssen also etwas von deren Charakter und Gebräuchen an sich haben. In England haben die Städte einen Anstrich von Regelmäßigkeit und Zahmheit, von Abgeschmacktheit und Herkommen. Die Erinnerung mag sich anstrengen, wie sie will, sie kann Worcester nicht von Gloucester, Coventry nicht von Shrewsbury unterscheiden. Nirgends grelle Abstufungen in der Bauart, als vielleicht

an einigen alten Kirchen. Man könnte sagen, es gebe in dem Lande bloß Eine Stadt, und in der Stadt nur Ein Haus. In Italien dagegen sehen sich nicht zwey Städte ähnlich; in einer jeden hat sich die Kunst auf eine eigenthümliche Weise versucht. Öffentliche Denkmäler und Privathäuser, Alles hat einen Charakter, und an jedem Gegenstande erkennt man das Volk, welches das Schöne liebt und sucht.

Dies ist der erste Unterschied zwischen dem Engländer und Italiener; ein Unterschied, der dem flüchtigsten Beobachter in die Augen fallen muß. Dem Einen ist das Schöne, dem Andern das Nützliche Hauptsache. Betrachten wir sie genauer, so werden sich noch mehrere Verschiedenheiten ergeben. Wäre ich Physiolog, so würde ich sagen, der Engländer ist eine Zusammensetzung von Athletischem und Phlegmatischem; der Italiener von Galligem und Sanguinischem. Daher ist der Engländer kalt und zurückhaltend, der Italiener feurig, leicht und flüchtig. Man sehe sie nur einen Augenblick gehen, man höre sie nur eine Minute sprechen, und man wird sie erkannt haben. Man denke sich zwey Pferde, das eine langschenklig, hartmäulig, mit langgestrecktem Halse, das fest und derb auftritt, schwer in Bewegung zu bringen, aber, wenn es einmahl geht, eben so schwer aufzuhalten ist — das andere kürzer und dicker, gegen die leiseste Verührung empfindlich, mehr hüpfend als laufend, das auf einer Stelle bis zur gänzlichen Erschöpfung sich bäumt, schlägt und springt — und man sieht den Engländer und Italiener vor sich.

In Italien lacht man häufig über die Engländer und ihre Erzählungen von Italien, nach ihrer Heimkehr nach Altenglant. Diese Erzählungen sind so, wie sie seyn müssen. Um eine Sache zu beurtheilen, muß man sie nothwendiger Weise verstehen; wie können sich nun aber zwey Individuen, die nicht eine ähnliche Idee haben, die so ganz verschieden organisiert sind, einander verstehen? Sie können hundert Jahre neben einander leben, ohne die Fästen, welche den Einen vor dem Andern verstecken, offen zu legen. Der Italiener läßt sich im Allgemeinen von seinen Eindrücken leiten; der Engländer bewegt sich hingegen nach gewissen strengen, und in manchen Stücken hergebrachten alten Regeln. In dem einen Lande glaubt Jedermann gerade so seyn zu müssen, wie sein Nachbar; in dem andern ist Jedermann das, wozu ihn die Natur gemacht hat, und folgt nur seinen Neigungen. So fürchtet sich der Engländer stets vor dem Bekritteln der um ihn Lebenden, was ihn schüchtern und schweigsam macht. In der zahlreichsten Gesellschaft glaubt der Italiener dagegen allein zu seyn, und er wird deswegen kühn und ungezwungen, lärmend und ausgelassen; daher in England die Gleichförmigkeit auch bey den geringsten Dingen, in Italien die Verschiedenheit selbst bey den wichtigsten, vielleicht auf beyden Seiten im Übermaße.

Müßtern wir nun die Gegenstände, welche zwey Länder charakterisiren können, Einrichtungen, Sitten, Gebräuche und Geschmack, und überall werden wir analoge Verschiedenheiten finden. Was durch Wahl zu erhalten ist, besitzt der Engländer; nirgends ist z. B. die Industrie auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht; nirgends wurde politische Freyheit früher eingeführt. Was dagegen eine glückliche, erregbare Organisation bieten kann, hat der Italiener; Niemand empfindet stärker den Werth der schönen Künste; Niemand widmet sich ihnen mit besserem Erfolge. Aber damit das Gleichgewicht nicht gestört werde, plagt den Engländer die *Langeweile*, und der Italiener ist ein *Slave*.

Um Alles zusammenzufassen — keines Menschen Leben ist mehr im Voraus gefesselt und geordnet, als das eines Engländer; kein Mensch lebt unabhängiger und sorgenloser als ein Italiener. Kommt man nach England, so fällt eine, vielleicht zwar übertriebene und unnatürliche, aber große Ordnung auf; zahlreiche Kräfte arbeiten aus freyem Antriebe zu demselben Zwecke hin; die Kraft der Menschen zeigt sich in ihrer höchsten Wirksamkeit, kurz Alles belebt, überall zeigt sich ein nützlicher energischer Gemein Sinn. Aber die Kälte und Symmetrie, die Convention, die despotische und unvermeidliche Herrschaft der Mode — nicht die leichtmüthige fröhliche Königin, deren Thron in Frankreich steht, sondern ein ernster, unbeugsamer Despot mit bleyernem Scepter — die grenzenlose Rücksicht auf das Nützliche, die fast jedes andere Gefühl, jeden andern Gedanken ausschließt, macht einen unangenehmen, abstoßenden Eindruck auf den Fremden. In Italien gefällt dagegen das allgemeine Gefühl, die Achtung für das Schöne, das selbst in der Luft zu liegen scheint; die Eigenthümlichkeit der Charaktere, der gänzliche Mangel an Hiererey und Förmlichkeit, das ungezwungene Leben unter einem reinen Himmel, und in einem lachenden Lande. Dagegen mißfällt die beslagenwerthe Lockerheit aller gesellschaftlichen und Familienbände. Doch läßt eine Reise nach Italien einen lebhaften Wunsch, sie zu wiederholen, zurück, als eine nach England. Es ist ohne Zweifel interessant und belehrend, Maschinen zu sehen, aber alle Maschinen sind — Maschinen, und sich deßhalb ähnlich; man wird ihrer bald überdrüssig. Es ist interessant, eine große und mächtige politische Verfassung zu studiren, aber dieß Studium wird bald mehr zur Arbeit als zum Vergnügen. Und überdieß kann man sich eine Vorstellung von England machen, ohne es zu sehen; aber wer vermag sich im gleichen Grade die Genüsse, all' die wohlthätigen Einflüsse auf Geist und Körper zu denken, welche Italien mit seinem Klima und seinen Künften darbietet? Sie ermüden nie. —

D—n.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey H. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.